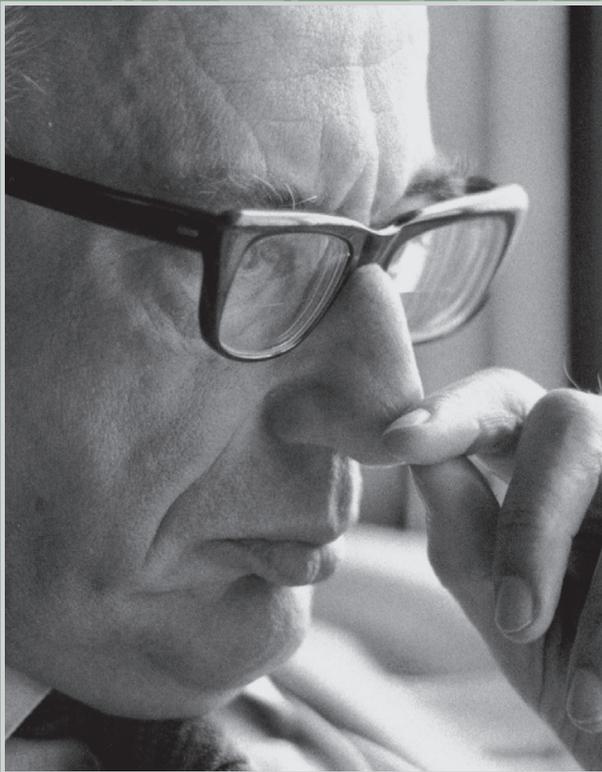


Gerd Busse,
Lut Missinne (Hrsg.)

Das Rätsel der Lesbarkeit

Ein Abend mit Karel van het Reve



Niederlande-Studien

herausgegeben von
Loek Geeraedts, Lut Missinne und Friso Wielenga

Beiheft 5



Waxmann 2011
Münster / New York / München / Berlin

Gerd Busse
Lut Missinne
(Hrsg.)

Das Rätsel der Lesbarkeit

Ein Abend mit Karel van het Reve



Waxmann 2011
Münster / New York / München / Berlin

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Eine elektronische Version dieses Buches ist dank der Unterstützung von Bibliotheken, die mit Knowledge Unlatched zusammenarbeiten, frei verfügbar. Die Open-Access-Ausgabe wurde im vorliegenden Fall ermöglicht durch den Fachinformationsdienst Benelux / Low Countries Studies der Universitäts- und Landesbibliothek Münster mit Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft.

Mehr Informationen: www.knowledgeunlatched.org, www.fid-benelux.de

Gefördert durch

DFG Deutsche
Forschungsgemeinschaft



FID Benelux
Low Countries Studies



ISSN 1618-4041

Print-ISBN 978-3-8309-2621-4

E-Book-ISBN 978-3-8309-7621-9

<https://doi.org/10.31244/9783830976219>

Waxmann Verlag, Münster 2011

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Kommunikationsdesign, Ascheberg
Siegel der Generalstaaten der Niederlande aus dem Jahre 1578. Es zeigt einen gekrönten Löwen mit Schwert und Pfeilbündel, das die 17 Provinzen der Niederlande vereint nach der Pazifikation von Gent (1576) symbolisiert.

Aus: Zannekin-nieuwsbrief 1/89, S. 5.

Dieses Werk ist unter der Lizenz CC BY-NC-SA veröffentlicht

Namensnennung – Nicht-kommerziell –

Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-NC-SA 4.0)

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de>



Inhalt

Vorwort	7
Gerd Busse	
Markenzeichen „Klartext“: Karel van het Reve (1921–1999)	11
Karel van het Reve	
Auszüge aus seinem Werk	23
• Dankeswort zur Überreichung des Nijhoff-Preises, 8. Dezember 1978	23
• Anstoß	29
• Wer das liest, ist doof	33
• Henk Broekhuis 1	40
• Henk Broekhuis 2	43
• Willem Elsschot als verkannter Autor	46
• Auf den Spuren Alfons de Ridders	50
• Wie sicher ist Amsterdam?	53
• Gibt es einen niederländischen Volkscharakter?	55
• Millionen-Studien	57
• Wird die niederländische Sprache untergehen?	63
• Der Glaube der Genossen	67
Gerd Busse	
Übersetzen, was dort steht. Bemerkungen zur Übersetzung Karel van het Reves	73
Han Israëls	
Der Glaube an Karel van het Reve	83
Arthur Langeveld	
Karel van het Reve als Übersetzer	89

Ileen Montijn Reve	97
Ein Aristokrat in unscheinbarer Gestalt. Interview mit Ileen Montijn	101
Kurzbiographien der Mitwirkenden	107
Dank	111

Vorwort

Als der Essayist und Kolumnist Karel van het Reve im Jahr 1981 den renommierten P.C. Hooft-Preis für sein Lebenswerk erhielt, begründete die Jury ihre Entscheidung folgendermaßen: „Es ist in erster Linie das Künstlerische am Werk Karel van het Reves, das die Jury für auszeichnungswürdig erachtet. Dies ist unweigerlich mit einem Sprachgebrauch verbunden, der durch seine Ursprünglichkeit, seine Intelligenz, seinen Humor, durch seine Einfachheit und den übersichtlichen Gebrauch rhetorischer Mittel sowie durch seine Abneigung gegen unscharfe und geschwollene Begriffe [...] als vorbildlich gelten kann.“

Aktuell, witzig und überraschend: So lässt sich das Werk Karel van het Reves auch heute noch beschreiben – dreißig Jahre nach dem Jurybericht zum P.C. Hooft-Preis. Deshalb hat man in den Niederlanden nun damit begonnen, sein Gesamtwerk herauszugeben.

Kurz zur Biographie des niederländischen Essayisten und Kolumnisten: 1921 in Amsterdam als älterer Bruder des berühmten Schriftstellers Gerard Reve geboren, studierte Karel van het Reve an der Universität Amsterdam Slawistik. Im Jahr 1954 erwarb er seinen Dokortitel und wurde, im Alter von 36 Jahren, Professor an der Universität Leiden.

Schon als Schüler hatte er, aus dem Deutschen, einen Roman des russischen Autors Konstantin Paustowski übersetzt. Später folgten weitere, beeindruckende, Übersetzungen, insbesondere der Werke des russischen Schriftstellers Iwan Sergejewitsch Turgenjew. 1979 erhielt van het Reve schließlich den Martinus-Nijhoff-Preis, die wichtigste Auszeichnung für literarische Übersetzungen in den Niederlanden.

Doch auch und vor allem als Autor machte sich van het Reve in den Niederlanden einen Namen: Sein Buch *Het geloof der kameraden*, in dem er sich kritisch mit den Lehren Marx' und Engels' auseinandersetzte, erfuhr 1969 in der niederländischen Öffentlichkeit große Resonanz. Unter dem Pseudonym Henk Broekhuis schrieb er in den siebziger Jahren Kolumnen – und bediente damit eine in den Niederlanden sehr beliebte journalistische Form. In seinen Glossen setzte er sich äußerst ironisch und beharrlich mit aktuellen Ereignissen und gängigen „idées reçues“ oder Vorurteilen auseinander. Einige dieser stukjes (Stückchen) – wie man diese Zeitungskolumnen in den Niederlanden auch nennt – wurden später in dem Kolumnenband *Uren met Henk Broekhuis* (Stunden mit Henk Broekhuis) publiziert. Auch die im Fol-

genden abgedruckten Texte aus dem „Henk Broekhuis (1 und 2)“ stammen aus diesem Band.

Das Institut für Niederländische Philologie der Universität Münster organisierte am 18. Januar 2011 in Münster ein Karel-van-het-Reve-Symposium, in dessen Rahmen der Autor in seiner ganzen Breite und Vielseitigkeit vorgestellt wurde: Dr. Han Israëls von der Universität Maastricht stellte in seinem Beitrag van het Reves persönlichen Blick auf die Wissenschaft dar – und betonte dabei, dass er nicht einmal davor zurückschreckt habe, die allseits akzeptierten Ansichten so berühmter Wissenschaftler wie Karl Popper oder Charles Darwins zu kritisieren. Der Slawist, Übersetzer und Schüler Karel van het Reves, Dr. Arthur Langeveld, beschäftigte sich in seinem Vortrag mit dem übersetzerischen Œuvre seines Lehrers, gab dabei tiefe Einblicke in dessen handwerkliches Können und unterhielt das Publikum nebenbei mit einer Reihe amüsanter Anekdoten aus dem Leben des berühmten Autors und Übersetzers. Die private Seite van het Reves wurde in einem Gespräch zwischen dem Publizisten und Übersetzer Dr. Gerd Busse und van het Reves Schwiegertochter Ileen Montijn – ebenfalls Publizistin – beleuchtet. Gerd Busse erläuterte, warum der Leitsatz van het Reves, „Man muss übersetzen, was dort steht“, gar nicht so einfach in die Praxis umzusetzen ist.

Die Wortbeiträge dieses Abends wurden, zusammen mit Übersetzungen ausgewählter Texte aus dem Œuvre Karel van het Reves, in dem vorliegenden Band zusammengetragen. Die Übersetzungen stammen von Studentinnen des Masterstudiengangs „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“, die im Wintersemester 2010/2011 am Institut für Niederländische Philologie an einem Übersetzerworkshop unter der Leitung Gerd Busses teilgenommen hatten. Der Titel dieses Buches, Das Rätsel der Lesbarkeit, ist eine Anspielung auf den berühmten „Huizinga-Vortrag“ van het Reves aus dem Jahre 1978, der den Titel „Het raadsel der onleesbaarheid“ (Das Rätsel der Unlesbarkeit) trug. Darin tadelte Reve – nicht zum ersten Mal – die Literaturwissenschaft, und zwar aus zwei Gründen: Erstens erhöhen Literaturwissenschaftler zu Unrecht Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und stellen die falschen Fragen; zweitens seien sie nicht imstande, lesbare Texte zu schreiben.

Beides kann man von den Texten van het Reves nicht behaupten: Sie sind immer interessant, sehr lesbar und – zumindest meistens – voller Humor. Kees Fens, ein berühmter Literaturkritiker in den Niederlanden, sah im Stil Karel van het Reves „die bewundernswerte Schlichtheit eines Betonbauers“. Doch auch auf deutscher Seite ist van het Reve nicht unbekannt: Die Westfälische Rundschau nannte ihn einst, in einer Würdigung der deutschen Übersetzung seines Werkes,

„den niederländischen Reich-Ranicki“. Nach der Lektüre der in diesem Band präsentierten Texte wird man dies sehr gut nachempfinden können.

Münster, im Juli 2011

Lut Missinne

Gerd Busse

Markenzeichen „Klartext“: Karel van het Reve (1921–1999)¹

Als Karel van het Reve starb, standen die Zeitungen in den Niederlanden bereits am nächsten Tag voll mit seitenlangen Nachrufen auf den mit dem P.C. Hooftprijs für Literatur geehrten Schriftsteller, Kolumnisten, Slawisten und Übersetzer. Jedem Niederländer, der hin und wieder eine Zeitung in die Hand nahm oder das Radio bzw. den Fernseher anstellte, war sein Name ein Begriff: entweder über die *stukjes*, also die zahlreichen Glossen und Artikel, die er für Zeitungen und Zeitschriften geschrieben hatte, oder als beliebter Talkshowgast, wenn es etwa um die Zustände in der damaligen Sowjetunion ging. Sein Markenzeichen war dabei die deutliche Sprache: Seine Texte und Auftritte ließen an Klarheit sowohl des Ausdrucks als auch seiner persönlichen Meinung nichts zu wünschen übrig und waren zumeist mit galligem Humor gewürzt. Ein Beispiel: 1969, kurz nach dem Höhepunkt der Studentenbewegung, erschien sein Buch *Het geloof der kameraden* (Der Glaube der Genossen),² in dem er sich mit der kommunistischen Weltanschauung auseinandersetzte. In der Einleitung heißt es:

Um dem Leser eine richtige Vorstellung vom Marxismus-Leninismus zu geben, müsste diese Abhandlung eigentlich alle paar Seiten durch die Mitteilung unterbrochen werden, dass der Marxismus-Leninismus die vornehmlichsten Rätsel des Seins gelöst hat und andere Weltanschauungen im Grunde keine Ahnung haben, wie die Welt funktioniert. Aus humanitären Gründen wurde davon abgesehen.

In den Jahren nach seinem Tod wurde es dann ein wenig still um einen der bedeutendsten Essayisten der niederländischen Nachkriegsliteratur – bis er vor ein paar Jahren plötzlich wieder von sich reden machte. Ein kleiner Kreis unerschütterlicher Karel-van-het-Reve-Fans hatte eine Stiftung ins Leben gerufen, die Geld für eine Werkausgabe des Autors aufreiben sollte. Das Vorhaben gelang, zu den Spendern gehörten u.a. so namhafte Niederländer wie Maarten 't Hart und

1 Mit Dank an Ludger Busse.

2 VAN HET REVE, K., *Het geloof der kameraden. Kort overzicht van de communistische wereldbeschouwing*, Amsterdam 1969.

Arnon Grunberg. Im Jahre 2008 erschienen schließlich, beim Verlag G.A. van Oorscot, die ersten zwei von insgesamt sieben Bänden,³ die sehr wohlwollend in der Öffentlichkeit empfangen wurden. Allmählich begann sich das Interesse an diesem besonderen Autor wieder zu regen, auch die nachfolgenden Bände fanden begeisterte Aufnahme in der Literaturkritik. Und jetzt scheint es fast so, als ob Karel van het Reve lange nicht mehr so lebendig war wie heute.

Leben und Werk

Karel van het Reve wurde am 19. Mai 1921 als ältestes Kind des kommunistischen Journalisten und Übersetzers Gerard van het Reve und seiner Frau Jannetta (Net) van het Reve-Doornbusch in Amsterdam geboren. Zwei Jahre später kam sein Bruder Gerard zur Welt, der es, als Autor von u.a. *De avonden*, *Op weg naar het einde* und *Nader tot u*, ebenfalls zu Berühmtheit bringen sollte.

Karel wuchs in einem streng kommunistischen Milieu auf und begann bereits im Alter von 11 Jahren, unter dem Pseudonym Karel Beton (nach dem Amsterdamer „Betondorp“, in dem die Familie wohnte), in der Tageszeitung *De Tribune*, dem Vorläufer von *De Waarheid*, zu publizieren; ein paar Jahre später, 1935, übersetzte er, aus dem Deutschen, einen Roman des russischen Schriftstellers Konstantin Paustowski.

Nach dem Besuch des Vossius-Gymnasiums nahm er zunächst ein Studium der Soziographie auf, wechselte jedoch bald zur Slawistik – und begann sich immer mehr vom Kommunismus abzuwenden, mit dem er schließlich ganz brach. 1945 heiratete er seine Jugendliebe Jozina Israël, Rufname Jozien; aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor: Jozien und David.

Anfang der 50er Jahre erhielt er eine Assistentenstelle am Russland-Institut der Gemeentelijke Universiteit van Amsterdam, promovierte 1954 und wurde 1957 zum Professor für Slawische Literatur der Universität Leiden berufen. Nach seiner Emeritierung blickte er – in typischer van-het-Reve-Manier – auf diese Zeit zurück:

In meiner Zeit als Professor (1957–1983) war Leiden eine Stadt, an der das Weltgeschehen größtenteils vorbeiging und zu der auch Nachrichten aus den Niederlanden selbst nur in abgedämpfter Form oder gar nicht durchdrangen. Bekannt ist die Anekdote über Einstein, der nach Leiden

3 VAN HET REVE, K., *Verzameld werk*, Bd. 1–7. Amsterdam 2008 bis vorauss. 2011. Inzwischen sind sechs Bände erschienen.

kam, um über einen Lehrstuhl zu reden, den man ihm dort angeboten hatte, nachdem er in Deutschland entlassen worden war. Er sprach mit Tatjana Afanasjewa, der Witwe des berühmten Physikers Paul Ehrenfest, die in der Witte Rozenstraat ein original russisches Haus hatte bauen lassen, das dort noch immer steht. Sie erklärte Einstein, dass Leiden eine sehr ruhige Stadt sei: Nirgendwo sonst, sagte sie, finde der Übergang vom Leben zum Tod derart unmerklich statt wie in Leiden. Daraufhin beschloss Einstein, nach Princeton zu gehen.⁴

Durch seine publizistische Tätigkeit, insbesondere als Auslandskorrespondent der Tageszeitung *Het Parool* in Moskau in den Jahren 1967–1968, erwarb er sich rasch den Ruf als ausgewiesener Russland-Experte. 1969 gründete er in Amsterdam die Alexander-Herzen-Stiftung, deren Ziel darin bestand, Werke in der Sowjetunion verbotener Autoren zu veröffentlichen.

Van het Reve schrieb eine große Zahl von Artikeln über Russland und die russische Literatur. Sein wohl bekanntestes Werk ist ein Abriss der russischen Literaturgeschichte.⁵ Daneben übersetzte er zahlreiche russische Autoren, darunter insbesondere Turgenjew, und schulte, im Rahmen seiner Lehrtätigkeit in Leiden, einen großen Teil der heute aktiven Russisch-Übersetzer in den Niederlanden.

Nachdem er Ende der 1950er bzw. Anfang der 60er Jahre zwei Romane veröffentlicht hatte,⁶ verlegte er sich in der Folge immer mehr auf das Schreiben von Kolumnen und Essays, die in Zeitschriften wie *Tirade* oder *Hollands Maandblad* bzw. in Zeitungen wie *Het Parool* („Achterafjes“)⁷ erschienen. Berühmt geworden sind vor allem seine Kolumnen, die er im *NRC Handelsblad* unter dem Pseudonym Henk Broekhuis schrieb⁸ und in denen er in der Gestalt eines autodidaktisch geschulten Arbeiters seine Meinung über die Welt kundtat – wobei er sogar nicht einmal davor zurückscheute, gegen einen gewissen Karel van het Reve zu polemisieren. 39 dieser Kolumnen erschienen 1978 in den *Uren met Henk Broekhuis*. In ihnen geht es um sogenannte *idées reçues*, also jene dubiosen Behauptungen, an deren Richtigkeit so mancher glaubt, die er als Erfahrungsschatz gern an Dritte

4 VAN HET REVE, K., *Abschied von Leiden*, in: *Die unglaubliche Niedertracht des Allmächtigen. Essays und Vorträge*, Frankfurt 1996, S. 129.

5 VAN HET REVE, K., *Geschiedenis van de Russische literatuur. Van Vladimir de Heilige tot Anton Tsjechov*, Amsterdam 1985.

6 VAN HET REVE, K., *Twee minuten stilte*, Amsterdam 1959; DERS.: *Nacht op de kale berg*, Amsterdam 1961.

7 VAN HET REVE, K., *Achteraf*, Amsterdam 1999.

8 VAN HET REVE, K., *Uren met Henk Broekhuis*, Amsterdam 1978.

weitergibt und bei denen er zugleich ahnt, dass an ihnen irgendetwas faul ist, Behauptungen wie etwa die, dass früher alles besser war oder Massenproduktion zu grauem Einerlei führe.

Früher saß ein Mann, der noch das echte alte Handwerk beherrschte, in seiner Hütte und arbeitete. Bei schönem Wetter saß er auf einer Bank *vor* seiner Hütte und arbeitete. Und damals hatte man oft schönes, oder doch zumindest klar definierbares Wetter: Sonnenschein, Sturm, Schnee, klirrende Kälte oder jenes schöne Herbstwetter, das im Englischen mit dem treffenden Wort *crisp* angedeutet wird.

Und was machte dieser Mann? Er schnitzte Holzlöffel. Dabei ging er mit großer Hingabe und viel handwerklichem Geschick zu Werke, und jeder dieser Löffel unterschied sich von allen anderen. Er trug ein Wams, das seine Frau gewoben, gesponnen, gestrickt, gehäkelt, geschnitten oder genäht hatte, und es gab auf der ganzen Welt nur ein solches Wams, denn andere Handwerker hatten wieder andere Frauen, die ihrerseits mit großer Hingabe und viel handwerklichem Geschick ganz eigene Wämser anfertigten. [...] Und – habe ich das schon erwähnt? – all diese Menschen, ob Löffelschnitzer, Wamsmacher, Töpfer, Schmied oder Zimmermann, arbeiteten mit großer Hingabe und viel handwerklichem Geschick. [...].

Heutzutage ist das anders. Anstelle des alten Glasbläfers, der mit viel Hingabe und handwerklichem Geschick jedes Mal nur eine einzige Flasche bläst, die einen völlig eigenen Charakter trägt, werden Flaschen gegenwärtig am Fließband in der Fabrik produziert. All die Flaschen gleichen sich aufs Haar, und sie werden nicht mit Hingabe und handwerklichem Geschick, sondern mit Hilfe einer Maschine hergestellt, die von einem sich zu Tode langweilenden Türken oder Marokkaner beaufsichtigt wird. Das alte Handwerk gibt es nicht mehr. Zu Millionen werden sie gemacht, die Güter, die uns von einer profitgierigen Industrie in millionenfacher, gleichbleibender Hässlichkeit aufgedrängt werden.

Das ist alles so, würde man denken. Dennoch...⁹

Die Henk-Broekhuis-Kolumnen genossen in den Niederlanden große Beliebtheit. Was aber nur wenige seiner Fans wussten, war, dass van het Reve auch regelmäßig Glossen für das niederländische Auslandsradio, den *Wereldomroep*, schrieb und einsprach. Diese Kolumnen erschienen 1995 in gebündelter Form unter dem Titel *Luisteraars!* (etwa: Liebe Hörerinnen und Hörer!), 2007 auch als Hörbuch.¹⁰

Van het Reve hat eine Reihe literarischer Preise erhalten, darunter 1973 den Dr. Wijnaendts Franckenprijs für *Het geloof der kameraden*, 1979 den Nijhoffprijs für seine Übersetzungen aus dem Russischen

9 VAN HET REVE, K., 39 *Zumutungen. Wider die Denkfaulheit*, Hamburg 1998, S. 45 f.

10 VAN HET REVE, K., *Luisteraars!*, Amsterdam 1995; *Karel van het Reve leest Luisteraars!* Hörbuch, 3 CDs, Amsterdam 2007.

sowie 1981 den P.C. Hooft-Prijs für sein essayistisches Gesamtwerk. Zu seinem 70. Geburtstag wurde er von der niederländischen Königin mit einem Orden geehrt.

In seinen letzten Lebensjahren litt Karel van het Reve zunehmend unter den Symptomen einer Parkinson-Erkrankung sowie an einer fortschreitenden Demenz, die ihm schließlich das Schreiben unmöglich machten. 1996 nahm er in einer letzten Kolumne Abschied von seinem Publikum. Hier ein Auszug:

Die Sache ist die, dass mich das Schreiben [einer Kolumne] zu viel Zeit kostet. Es fängt schon sonntags an: Ich gehe in meinem Zimmer auf und ab und versuche, ein Thema zu finden. Aber ich finde es nicht. Montags sitze ich den ganzen Tag vor dem Computer und suche nach einem Thema. Ich finde ein Thema. Ich schreibe die ersten paar Absätze. Mittwochs mache ich das Stück fertig und gebe es in die Post. Donnerstag liege ich erschöpft danieder. Ich bin immer ein „agony writer“ gewesen: auf und ab gehen, verbessern, aufs Neue beginnen, auf und ab gehen. Aus dem Fenster schauen. Am Kreuzworträtsel der *Herald Tribune* arbeiten. Ein Buch von mir aus dem Regal ziehen und darin einen Abschnitt lesen. Auf und ab gehen. Mich fragen, warum es jemanden interessieren könnte, was ich schreibe. Auf und ab gehen.

In den letzten Jahren ist Vergesslichkeit hinzugekommen. Ich möchte etwas über die Frau von, sagen wir mal: Goethe schreiben. Sobald ich versuche zu formulieren, was ich über sie schreiben will, entfällt mir ihr Name. Obwohl ich den Namen seit fünfzig Jahren kenne.

[...]

Während ich verzweifelt versuche, wenigstens den Namen Goethe festzuhalten, verliere ich diesen Namen auch noch und weiß nicht mehr, über welchen Zeitgenossen von wem ich etwas schreiben will. Ich versinke in einem See des Vergessens.

Leben Sie wohl.¹¹

Karel van het Reve starb am 4. März 1999 in Amsterdam. Er war ein sehr produktiver Autor und hinterließ ein beeindruckendes Œuvre an gebündelten Essays, Kolumnen, Vorträgen, Romanen, Gedichten, Briefwechseln und Übersetzungen. Doch *wie* produktiv er tatsächlich war, zeigte sich erst, als man das umfangreiche unpublizierte bzw. ungebündelte Werk aus seinem Nachlass sichtete,¹² das nun im *Verzameld werk* sukzessive veröffentlicht wird. Im Ausland ist Karel van

11 VAN HET REVE, K., *Afscheid*, in: *Achteraf*, Amsterdam 1999, S. 399 f.

12 Dieser Nachlass befindet sich im Letterkundig Museum in Den Haag.

het Reve bislang lediglich, mit drei Bänden, in deutscher Sprache übersetzt worden.¹³

Die „Methode van-het-Reve“

Karel van het Reve, so der Essayist Rudy Kousbroek in einem Nachruf auf seinen langjährigen Freund, sei der „holländischste Autor“, den er gekannt habe. Das Bemerkenswerteste an seinem Stil sei seine Schlichtheit und Nüchternheit sowie die Weigerung, sich von hochtrabenden Worten und hohlem Geschwätz beeindrucken zu lassen.¹⁴ Und damit stehe er in bester holländischer Tradition.

Auch andere Autoren haben immer wieder darauf hingewiesen, dass die Texte van het Reves ihre Kraft aus einer Kultivierung der typisch holländischen „Doe maar gewoon dan doe je al gek genoeg“-Haltung (etwa: Bleib auf dem Teppich, dann fällst du immer noch hart genug) in Verbindung mit einem rasiermesserscharfen Verstand, einer großen Belesenheit und einer gehörigen Portion Humor bezögen.¹⁵ Doch niemand hat die „Methode van-het-Reve“ treffender beschrieben als die Journalistin und Verlegerin Xandra Schutte:

Karel van het Reve war ein Ironiker durch und durch. Er benutzte nicht so sehr die Ironie der Umkehrung oder der Übertreibung, sondern konnte sich wie kein anderer unwissend geben. Zuerst unschuldig die naive Frage stellen, anschließend konstatieren, dass keine wissenschaftliche Disziplin sich jemals mit solchen Dingen beschäftigt oder zumindest eine befriedigende Antwort darauf gegeben hat, und dann sagen, dass man gezwungen ist, selbst ganz allein eine Antwort auf die Frage zu suchen. Und fertig ist die ironische Pirouette, wie sie in vielen seiner Kolumnen zu finden ist.¹⁶

Er sei ein gewiefter Rhetoriker gewesen oder, wie Schutte es ausdrückt, „ein raffinierter Quälgeist“. So manövriere er sich, den Geset-

13 VAN HET REVE, K., *Dr. Freud und Sherlock Holmes*, Frankfurt 1994; DERS.: *Die unglaubliche Niedertracht des Allmächtigen*, a.a.O.; DERS.: *39 Zumutungen*, a.a.O.

14 KOUSBROEK, R., *Oefenen in verliezen. Karel van het Reve (1921–1999)*, in: *NRC Handelsblad* vom 5. März 1999.

15 Siehe z.B. PAM, M., *Ach, het was zo'n bijzondere man*, in: *HP/De Tijd* vom 12. März 1999.

16 SCHUTTE, X., *De methode-Karel van het Reve*, in: *De Groene Amsterdammer* vom 28. Nov. 2008.

zen der Rhetorik folgend, selbst oft zunächst voller Demut in eine bescheidene Position – um dann knallhart zuzuschlagen.

Er gibt sich absichtlich naiver als er ist – durch seine schlichten Fragen, durch die vielfache Verwendung des „Ich glaube“ und indem er seine Gelehrsamkeit hinter Wendungen versteckt wie: er habe irgendwo etwas gelesen oder von jemandem gehört.¹⁷

Wenn es deshalb ein Genre gab, in dem sich Karel van het Reve in seinem Element fühlte, dann war es die Polemik. So hielt er bei seiner Emeritierung als Professor für Russische Literatur in Leiden eine Abschiedsvorlesung, in der er sich mit dem universitären System auseinandersetzte:

Trat früher ein Professor – nennen wir ihn Iwanow – ab, durfte jener Iwanow über seine eigene Nachfolge nicht mitentscheiden. Der Zweck dieser Vorschrift bestand darin, Iwanows Kollegen die Gelegenheit zu geben, in aller Ruhe den Fehler wiedergutzumachen, der ihnen seinerzeit bei der Berufung Iwanows unterlaufen war. In einer heutigen Berufungskommission sitzt jedoch die Hälfte der Iwanowschen Fachgruppe. Bei einer solchen Kommissionssitzung marschieren dann sechs kleine Iwanows herein, auf Initiative und Drängen sowie mit Zustimmung Iwanows ernannt. Manchmal marschieren die kleinen Iwanows außerdem noch unter der Führung eines Unter-Iwanows herein, der zu verhindern sucht, dass sie aus der Reihe tanzen. Auf diese Weise wird es für Iwanows Kollegen sehr schwierig, dem ein Ende zu bereiten, was man im Russischen als „Iwanowtschina“ bezeichnen würde.¹⁸

Eine weitere Zielscheibe seiner Polemiken bildete die Psychoanalyse. Ihren Urvater Freud nannte er einmal öffentlich einen „Betrüger“ und „Quacksalber“, dessen Behauptungen „keinerlei wissenschaftlichen Wert“ besäßen. Zum Verdruss der Freud-Gemeinde ließ er es jedoch nicht bei Verbalinjurien bewenden, sondern setzte sich in einer Reihe von Aufsätzen detailliert und kritisch mit den Thesen Freuds über Dostojewski, den Wolfsmann, den Fall Schreber bzw. mit dessen berühmter „Aliquis“-Deutung aus der *Psychopathologie des Alltagslebens* auseinander. In einem dieser Aufsätze stellt er resigniert fest:

Was bei Freud am allermeisten auffällt, ist seine fast völlige Gleichgültigkeit den Fakten gegenüber. Mir ist kein Autor bekannt, der in dieser Hinsicht so weit gegangen ist. Andere, wie unzuverlässig, unordentlich

17 Ebd.

18 VAN HET REVE, K., *Abschied von Leiden*, in: *Die unglaubliche Niedertracht des Allmächtigen*, a.a.O., S. 152 f.

und böswillig sie auch immer sein mögen, neigen doch dazu, einen Unterschied zwischen solchen Fakten zu machen, die ihre Theorie stützen, und solchen, die mit ihr im Widerstreit liegen. Von der ersteren Sorte Fakten werden sie aus allen Ecken und Winkeln so viele wie möglich zusammenzusuchen bemüht sein, die zweite Kategorie Fakten werden sie zu leugnen und zu unterschlagen versuchen, oder sie werden versuchen zu zeigen, dass diese Fakten nicht wirklich ihrer Theorie widersprechen. Nichts von alledem bei Freud: Der Gedanke, dass ein Faktum eine Theorie über den Haufen werfen könnte, scheint ihm vollkommen fremd zu sein.¹⁹

Auch die Jünger der kommunistischen Lehre blieben vom Spott des Marx-Kenners van het Reve nicht verschont – ebenso wenig wie die Darwinisten. Doch zur Höchstform lief er auf, wenn er sich die christliche Lehre zur Brust nahm. So heißt es etwa in einer seiner Polemiken, in der er mit dem schlechten Charakter des Allmächtigen abrechnet:

Unter den Menschen findet der Gott der Juden und Christen sein Gegenstück nur noch in Typen vom Schlage Idi Amins: er will fortwährend hochgejubelt werden und heckt dabei grausame Schurkenstreiche aus. Lauscht man den Gebeten der Christen, muss man zwangsläufig zu dem Schluss kommen, dass ihre Religion zu den sogenannten „Kakodämonologien“ zählt: durch Beten und Flehen versuchen sie, ihren Gott dazu zu bewegen, allerlei grauenhafte Dinge zu unterlassen.²⁰

Schlimmer als der Chef selbst seien nur noch seine Vertreter auf Erden, die Priester und Prediger – gleich welcher konfessionellen Couleur.

Gern will ich annehmen, dass die Zahl der anständigen Leute unter ihnen ebenso groß ist wie im Rest der Bevölkerung, doch sehend und hörend gewinnt man den Eindruck großer Heuchelei, eine Heuchelei, die umso größere Ausmaße annimmt, je moderner und liberaler sich der Prediger gibt. Unweigerlich denkt man: Der Mann will uns aufs Kreuz legen. Er behauptet Dinge, an die er selbst nicht glaubt. Trotzdem behauptet er sie. Warum? Weil er dafür bezahlt wird? Das wird wohl kaum der einzige Grund sein. Wäre ich Gott und hörte den grässlichen Ton, den sie mir ge-

19 VAN HET REVE, K., *Freud über Dostojewski*, in: *Dr. Freud und Sherlock Holmes*, a.a.O., S. 46 f.

20 VAN HET REVE, K., *Die unglaubliche Niedertracht des Allmächtigen*, in: *Die unglaubliche Niedertracht des Allmächtigen*, a.a.O., S. 20.

genüber anzuschlagen wagen, würde sie mein Blitz treffen, und zwar Sonntag für Sonntag, bis sie ihren Mund hielten.²¹

Am meisten hatten unter der spitzen Feder van het Reves jedoch die Vertreter seiner eigenen Zunft zu leiden, die Literaturwissenschaftler. 1978 war er zu einem Vortrag im Rahmen der Leidener Huizinga-Lesung eingeladen und nutzte die Gelegenheit, um öffentlich mit seinem Fach ins Gericht zu gehen.

Mit einer erstaunlichen Hartnäckigkeit fordern deren Vertreter die Anerkennung ihres Faches, sie drängen es den Leuten förmlich auf, auch wenn diese nicht darum gebeten haben. Sie verlangen Pflichtprüfungen in der Literaturwissenschaft, streben die Ausdehnung der Zahl an Unterrichtsstunden an, die auf ihr Fach verwandt werden, kurzum: sie zeigen denselben abscheulichen Bekehrungseifer, durch den sich unser Christentum so ungünstig von anderen Religionen unterscheidet.²²

Dabei habe die Literaturwissenschaft weder etwas Interessantes noch gar Neues zu sagen – ganz zu schweigen von der grauenhaften Qualität der Texte, die sie produziere.

Auch wenn man absichtlich zu einem schlechten Lehrbuch der Naturwissenschaft, einer schlechten Monographie über das Erbrechen oder einem schlechten Artikel über Lungenemphyseme greift – man wird darin nicht auf so viele zum Himmel schreiende Passagen stoßen, wie ich sie in ein paar wahllos zusammengesuchten literaturwissenschaftlichen Texten gefunden habe.²³

Diese öffentliche Nestbeschmutzung hat ihm das literaturwissenschaftliche Establishment lange Zeit nicht verziehen – zumal er in seinem Vortrag Namen genannt und es gewagt hatte, in einem späteren Artikel noch einmal nachzulegen und dabei weitere Namen zu nennen.²⁴

Es gab kaum ein Thema, das van het Reve nicht zu einer seiner berühmten Polemiken reizte, doch in allen Fällen, so Rudy Kousbroek, sei es ihm eigentlich stets um dasselbe gegangen: den Kampf gegen die Tyrannei des Doktrinären, die Macht des Unsinn, die Schreckens-

21 Ebd., S. 22 f.

22 VAN HET REVE, K., *Das Rätsel der Unlesbarkeit*, in: *Dr. Freud und Sherlock Holmes*, a.a.O., S. 120.

23 Ebd., S. 119.

24 VAN HET REVE, K., *Wat waren ze kwaad*, in: *Een dag uit het leven van de reuzenkoeskoes*. Amsterdam 1979.

herrschaft der Wichtigtuere, den Terror der Autoren unlesbarer Bücher, gegen alle, die glauben, ihre Gefühlsarmut durch Herrschsucht kompensieren zu müssen.²⁵

Persönliches

Karel van het Reve war ein freundlicher und bescheidener Mann, der viel Gefühl für Humor hatte. So berichtet etwa der Journalist Max Pam, dass Karel ihn stets mit dem Ausruf: „Hallo, Genosse!“ begrüßt habe.²⁶ Ein berühmtes Foto aus den 1980er Jahren zeigt van het Reve zusammen mit seinem Verleger Geert van Oorschot, beide die rechte Hand zum Rot-Front-Gruß geballt.²⁷ Seine Briefe begannen gern mit der Anrede „Waarde strijdmakker“ (Werter Kampfgefährte) oder „Kameraad“ (Genosse) und endeten mit einem „Genoeg geluld“ – Genug des Geschwätzes.

Bei seinen Studenten – darunter manche, wie Maarten 't Hart oder Maarten Biesheuvel, die nicht so sehr seine Vorlesungen und Seminare besuchten, um Russisch zu lernen, sondern Russisch lernten, um seine Lehrveranstaltungen besuchen zu können – genoss er große Beliebtheit. So auch bei der Journalistin und Übersetzerin Sjifra Herschberg, die in Leiden bei ihm studierte:

Es war ungemein fesselnd, ihm zuzuhören. Was man sich merken musste, schnappte man, fast ohne es zu merken, auf. Komplizierte Terminologie, Definitionen oder theoretische Exkurse brauchte er nicht, seine Ausführungen waren immer klar und deutlich. Das Thema, das er behandelte, spielte in gewisser Weise keine Rolle, man lernte immer etwas dazu.²⁸

Von Menschen, die ihn kannten, wird Karel van het Reve als ein Mann von großer Nachsicht beschrieben, der nach dem Motto lebte: Nichts Menschliches ist mir fremd. So erinnert sich sein Sohn David:

Ich glaube [...] nicht, dass ich jemals einen duldsameren Menschen gekannt habe. Selbst über seinen Bruder Gerard, der mit seiner immer herz-

25 KOUSBROEK, R., in: *In memoriam. Toespraken bij de crematie van Karel van het Reve op zaterdag 6 maart 1999*. Sonderdruck.

26 PAM, M., Karel, in: *NRC Handelsblad* vom 5. März 1999.

27 Verrips, G., *Denkbeelden uit een dubbelleven. Biografie van Karel van het Reve*. Amsterdam/Antwerpen 2004, zw. S. 224 u. 225.

28 HERSCHBERG, S., *Algemene ontwikkeling*, in: *Uren met Karel van het Reve. Liber amicorum*, Amsterdam 1991, S. 83.

loseren Raserei sein Bestes gegeben hat, um meine Eltern unglücklich zu machen, hat Karel – auch im engsten Kreis – niemals ein unfreundliches Wort verloren.²⁹

Die Bemerkung über Gerard Reve, der Anfang der 80er Jahre mit Karel gebrochen und seither keine Gelegenheit hatte verstreichen lassen, ihn öffentlich zu beschimpfen und zu verunglimpfen, bezieht sich auf dessen Äußerungen kurz vor dem Tod seines Bruders. In einem großen Interview mit Theodor Holman hatte er eine Belohnung von fünftausend Gulden ausgelobt, „für den Ersten, der mir erzählt, dass er gestorben ist, denn ich werde erst dann wirklich gut schlafen können, wenn er tot ist.“³⁰ Er bete für den Tod seines Bruders, und wenn er sich damit nicht beeile, „komme ich mit einem Eisenknüppel und schlage ihm den Kopf ein, auch wenn ich dafür lebenslang ins Gefängnis muss.“

Seinen letzten Lebensabschnitt verbrachte van het Reve mit seiner Frau in einem schlichten Reihenhaus in der Reijnier Vinkeleskade in Amsterdam-Zuid. In Groet, einem kleinen Dorf an der Nordsee bei Bergen in Nordholland, besaßen die beiden ein Sommerhaus, in dem sie ihre Ferien zubrachten.

Als Karel van het Reve am 6. März 1999 im Krematorium Westgarde in Amsterdam eingeäschert wurde, hatte sich viel Prominenz aus Wissenschaft und Kultur versammelt, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Dieser Zulauf unterstrich noch einmal eindrucksvoll die Bedeutung des großen Essayisten, der es nicht nur verstanden hatte, sich in die Herzen seiner Leserinnen und Leser zu schreiben, sondern der zugleich auch einen kaum zu unterschätzenden stilbildenden Einfluss auf ganze Generationen niederländischer Schriftsteller wie Maarten 't Hart, Arnon Grunberg oder Maarten Biesheuvel³¹, Journalisten wie Xandra Schutte, Martin Bril, Theodor Holman, Max Pam oder Frits

29 VAN HET REVE, D., in: *In memoriam. Toespraken bij de crematie van Karel van het Reve op zaterdag 6 maart 1999*, a.a.O.

30 HOLMAN, T., *Je gaat dood of je blijft leven, dus het is altijd goed* / „De grote roman is eigenlijk altijd een dorpsroman“ / „Kom maar even bij Gerard op bed“ zegt Joop, „ik haal koffie.“, in: *Het Parool* vom 12. Dez. 1998.

31 Siehe 'T HART, M., *Met Karel in de clinch*, in: *De Groene Amsterdammer* vom 28. Nov. 2008; GRUNBERG, A., *Karel heeft echt bestaan. Over het werk van Karel van het Reve*. Amsterdam 2008. Von Maarten Biesheuvel wird kolportiert, dass er van het Reve als seinen „Gott“ betrachtete.

Abrahams,³² Übersetzer wie Arthur Langeveld und Wissenschaftsautoren wie Jaap van Heerden und Han Israëls ausgeübt hat. In ihren Arbeiten wird Karel van het Reve also noch eine ganze Weile weiterleben.



Geert van Oorschot und Karel van het Reve 1982.

Foto: Ewoud de Kat

32 Siehe SCHUTTE, X., *De methode-Karel van het Reve*, a.a.O.; HOLMAN, T., *Karel. Zjizn njenoezjnogo tsjelovjeka*. Amsterdam 1991; PAM, M., *Ach, het was zo'n bijzondere man*, a.a.O. FRITS ABRAHAMS hat immer wieder in seiner *Dag*-Kolumne im *NRC Handelsblad* über van het Reve geschrieben, jüngst etwa noch über das Sommerhäuschen der van het Reves (*In Groet*, 19. Aug. 2010).

Karel van het Reve

Auszüge aus seinem Werk

Dankeswort zur Überreichung des Nijhoff-Preises, 8. Dezember 1978³³

Gerne mache ich von der mir gebotenen Gelegenheit Gebrauch, um der Stiftung, die mir diesen Preis verliehen, und der Jury, die mich für diesen Preis vorgeschlagen hat, meinen Dank auszusprechen.

Was das Übersetzen russischer Autoren angeht, so liegt ein steiniger Weg hinter mir. Das erste russische Buch, das ich übersetzte, war *Kara-Bugas* von Paustowski. Ich habe es aus dem Deutschen übersetzt. 1935 war es nicht unüblich, dass man russische Bücher aus einer anderen Sprache übersetzte als aus der, in der sie geschrieben waren. Übrigens, dieser Brauch ist wieder im Kommen: Johan Polak lässt die russischen Bücher von Nabokov aus dem Englischen übersetzen. Es gibt aber einen Unterschied zwischen damals und heute: Die Übersetzer von Johan Polak können Englisch, während ich 1935 kein Deutsch konnte. Außerdem ist, wie ich doch ernsthaft hoffen will, die Bezahlung heutzutage besser geworden: Ich bekam für das ganze Buch dreißig Gulden, die noch dazu komplett in der Haushaltskasse meiner Mutter verschwanden.

Das war mein Debüt. Knapp zehn Jahre später, während des Krieges, übersetzte ich Puschkin. Hier hatte ich ebenfalls wenig Glück. Ich nahm eine von Puschkins kleinen Tragödien, *Der steinerne Gast*, und brachte meine Übersetzung voller Stolz zu meinem Lehrmeister Bruno Becker. Er wies mich in einem freundlichen Brief auf einige Fehler hin, die ich gemacht hatte, und machte mich kühl darauf aufmerksam, dass Aleida G. Schot schon seit geraumer Zeit an einer Übersetzung von Puschkins kleinen Tragödien arbeitete. Meine Situation ließ sich ein bisschen mit der von Heinrich Heine vergleichen, der bei Goethe zu Besuch ist, und als dieser ihn fragt, woran er gerade arbeite, mit: „An einem Faust, Excellenz!“ antwortet.

Ich ließ mich allerdings nicht abschrecken und übersetzte Puschkins *Boris Godunow*, eine Tragödie in Versen. Als ich damit fertig war, wurde mir klar, dass ich damit weder zu Becker noch zu Aleida Schot

33 *Dankwoord bij de uitreiking van de Nijhoff-prijs, 8 december 1978*, in: VAN HET REVE, K., *Verzameld werk*, Band 4, S. 815–820.

gehen sollte. Ich wollte höher hinaus. Ich beschloss, mein Werk dem Mann vorzulegen, den ich für den besten niederländischen Dichter und Übersetzer hielt, Nijhoff. Ich schickte ihm meinen *Godunow*, zusammen mit einem ehrfürchtigen Brief. Aber wieder ging es schief: Nijhoff hat nie etwas von sich hören lassen.

Nochmals knapp zehn Jahre später wurde der Nijhoff-Preis ins Leben gerufen. Aber auch das verschaffte mir keine Erleichterung, denn wer bekam den Preis? Aleida G. Schot. Und das, obwohl meiner Meinung nach meine Übersetzungen viel besser waren als ihre.

Mit alldem fand ich mich ab. Ich protestierte nicht. Nach all den negativen Reaktionen von Becker, Aleida Schot, Nijhoff und der Nijhoff-Jury fing ich sogar allmählich an zu glauben, dass mein wohlwollendes Urteil über meine eigene Übersetzung vielleicht ein wenig zu subjektiv gefärbt war. Außerdem schien es mir unangemessen, als jemand, der zu den Mitbewerbern zählt – und sei es auch nur indirekt –, die Entscheidung derjenigen zu kritisieren, die einen solchen Preis vergeben. Dies ist auch der Grund, weshalb ich den Entschluss der Stiftung, mir den Preis jetzt tatsächlich zu verleihen, ohne Protest hinnehme.

Die Übersetzungen, für die mir dieser Preis verliehen wird, traue ich mich nicht, noch einmal genau zu lesen. Ich fühle mich wie jemand, der in seiner Jugend allerhand Dinge angestellt und allmählich gelernt hat, sich für diese Dinge zu schämen, und der nun plötzlich für ebendiese Jugendsünden ausgezeichnet wird. Ich versuche darum, mir weiszumachen, dass ich den Preis nicht so sehr wegen meiner *Übersetzungen* erhalten habe – auch wenn es die Jury behauptet –, sondern wegen meiner *Meinung über* das Übersetzen. Diese Meinung ist sehr einfach und kann mit sechs Worten wiedergegeben werden, und doch glaube ich, dass ich damit nahezu alleine stehe. Ich bin nicht durch langes Nachdenken zu dieser Meinung gekommen und sicher nicht durch das Lesen von Literatur über das Übersetzen, sondern sie hat sich bei mir in nur einer einzigen Sekunde gebildet.

Auf dem Vossiusgymnasium hatte ich sechs Jahre lang Niederländisch bei D.A.M. Binnendijk, und eines Tages, ich weiß nicht mehr in welcher Klasse, sprach Binnendijk über Boutens, genauer gesagt über den Übersetzer Boutens. Ich weiß nicht, ob es in den dreißiger Jahren bereits Bücher über das Übersetzen gab, aber es wird damals, denke ich, ungefähr derselbe Unsinn behauptet worden sein wie heute. Boutens schien darüber ein wenig verärgert gewesen zu sein. Jedenfalls muss er folgende Worte gesagt oder geschrieben haben: *Man muss übersetzen, was dort steht*. Ich kann mich noch erinnern, dass Binnendijk beim Zitieren dieser Aussage von Boutens ein sehr hochmütiges und strenges Gesicht zog, und *während* er diese Worte sprach,

wurde ich für den Rest meines Lebens ein fanatischer Anhänger und Verteidiger der Meinung, dass es die Aufgabe des Übersetzers ist, das zu übersetzen, was dort steht. Also nicht zu übersetzen, wovon man denkt, dass es dort stehen sollte, und nicht zu übersetzen, was man selbst an dieser Stelle geschrieben hätte, nein, einzig und allein das zu übersetzen, was dort steht, nicht mehr und nicht weniger.

Leider geschieht es nicht sehr oft, dass ein Übersetzer übersetzt, was dort steht. Häufig übersetzt er etwas anderes. Das kommt daher, dass er oft Angst vor zwei Dingen hat: Er hat Angst, dass seine Übersetzung zu einfach, zu unliterarisch oder zu gewöhnlich ausfällt, und er hat Angst, dass sie zu verrückt, zu merkwürdig, zu sonderbar klingt. Für beide Ängste nenne ich nun ein Beispiel:

Bei Isaak Babel steht Я хочу работать. Viele niederländische Fernsehzuschauer wissen, dass man das ins Niederländische wunderbar mit *Ik wil werken* („Ich will arbeiten“) übersetzen kann. Doch gerade diese Möglichkeit verursacht eine panische Angst beim Übersetzer. So einfach, denkt er, kann es unmöglich sein. *Ich will arbeiten* ist ein sehr gewöhnlicher Satz, so wie ihn jeder benutzt, und Babel ist ein Schreiberling, ein Literat, also jemand mit „literarischem“ Sprachgebrauch. Was macht also der Übersetzer? Er lässt die Möglichkeit, dies in *Ich will arbeiten* umzusetzen – eine Möglichkeit, von der wir doch annehmen dürfen, dass sie sich ihm kurz angeboten hat – wie eine heiße Kartoffel fallen und schreibt: *Ik heb zin om wat te gaan werken* („Ich habe Lust, ein wenig arbeiten zu gehen“) – ein Satz, den Babel, wenn er gewollt hätte, sehr wohl im Russischen hätte schreiben können, was er aber nicht getan hat.

Das war die Angst vor dem zu Einfachen. Jetzt die Angst vor dem zu Bizarren. Der flämische Romanautor Willem Elsschot schreibt: *een hels gestamp en geratel* („ein höllisches Gestampfe und Gerassel“). Im Englischen wäre das so etwas wie: *a hellish stamping and rattling*. Aber davor schreckt der Übersetzer zurück. *Gestamp* mit *stamping* zu übersetzen – das wäre zu banal! Er macht also *banging* daraus, was etwas anderes bedeutet als *Gestampfe*. Das war eigentlich die Angst vor dem Gewöhnlichen. Doch jetzt die Angst vor dem Bizarren: Diese Angst hindert den Übersetzer daran, *hels*, also „höllisch“ mit *hellish* zu übersetzen. Man kann im Englischen, genau wie im Niederländischen und Deutschen, und das gilt auch für das Russische, von einem *höllischen Lärm* – *a hellish noise* – sprechen, aber wer hat jemals von einem höllischen *Gestampfe* und *Gerassel* gehört? Das ist zu verrückt. Was also tut der Übersetzer? Aus *einem höllischen Gestampfe und Gerassel* macht er *a lot of banging and clanging*. Das steht so nicht im Original. So einen schwachen Satz hätte Elsschot nie in seinem Leben schreiben können.

Sie denken vielleicht, dass das schon alles nicht so schlimm sein wird, und dass Sie einer Parodie, einer Karikatur, einer Persiflage lauschen. Wenn es nur wahr wäre. Es gibt zahlreiche Fälle, in denen Übersetzer, getrieben von nichts als diesen Ängsten, etwas anderes übersetzt haben als das, was dort steht. Ich gebe Ihnen als Beispiel einen der berühmtesten Sätzen aus der niederländischen Literatur, den Satz: *Ik word op 't ogenblik vanuit Gent verneukt door een kerel, die Korthals heet, en die het lijk van mijn schoonzuster in zijn bezit heeft* („Ich werde im Augenblick von Gent aus beschissen, von einem Kerl, der Korthals heißt und der die Leiche meiner Schwägerin in seinem Besitz hat“). Von diesem großartigen Satz ist 1965 eine englische und 1972 eine russische Übersetzung erschienen. Die beiden Übersetzungen weichen an drei unterschiedlichen Stellen auf exakt die gleiche Art und Weise vom Original ab. Der Unterschied zwischen den Übersetzungen besteht allein darin, dass der englische Übersetzer im Gegensatz zum russischen nicht wusste, was *verneukt* („bescheißen“) bedeutet. Der englische Übersetzer übersetzt *verneukt* mit *buggered about*, was nicht „hintergehen, betrügen“ bedeutet, sondern „plagen, belästigen, schikanieren“. Doch ansonsten sind die beiden Übersetzungen ungefähr gleich, und in beiden haben die soeben beschriebenen Ängste vor dem Gewöhnlichen und dem Bizarren wahre Verwüstungen angerichtet.

Ich beginne mit der Angst vor dem zu Gewöhnlichen. Die hat am Ende des Satzes zugeschlagen, beim Übersetzen von *der die Leiche meiner Schwägerin in seinem Besitz hat*. Die Leiche und die Schwägerin haben die Übersetzer in Ruhe gelassen, aber die Worte *in seinem Besitz hat* waren ihnen zu mächtig. Sowohl im Russischen als auch im Englischen ließe sich das ganz einfach mit *has in his possession* oder etwas in der Art sagen, oder mit *имеет в своем распоряжении*. Doch das fanden die Übersetzer offenbar zu gewöhnlich, zu seicht. Wie kann ein Schriftsteller, der eben noch *beschissen* gesagt hat, kurz darauf *in seinem Besitz hat* sagen? Das geht nicht. Und so verändern die beiden Übersetzer, vollkommen unabhängig voneinander, doch von denselben Motiven getrieben, *in seinem Besitz hat* in „sich geschnappt“ beziehungsweise „unter den Nagel gerissen hat“. Wohingegen doch das Großartige in diesem Satz von Elsschot gerade in dem liegt, was Literaturwissenschaftler, glaube ich, die „Spannung“ zwischen dem saloppen *beschissen* und dem neutralen, vornehmen und juristischen *in seinem Besitz hat* nennen würden.

Lassen Sie uns jetzt ansehen, was beide Übersetzer unter dem Einfluss der anderen Angst getan haben, der Angst, zu bizarr zu sein. Sie können es sich vielleicht schon denken: Sie haben sich nicht mit dem *von Gent aus* abfinden können. Wobei es doch gerade der Ausdruck

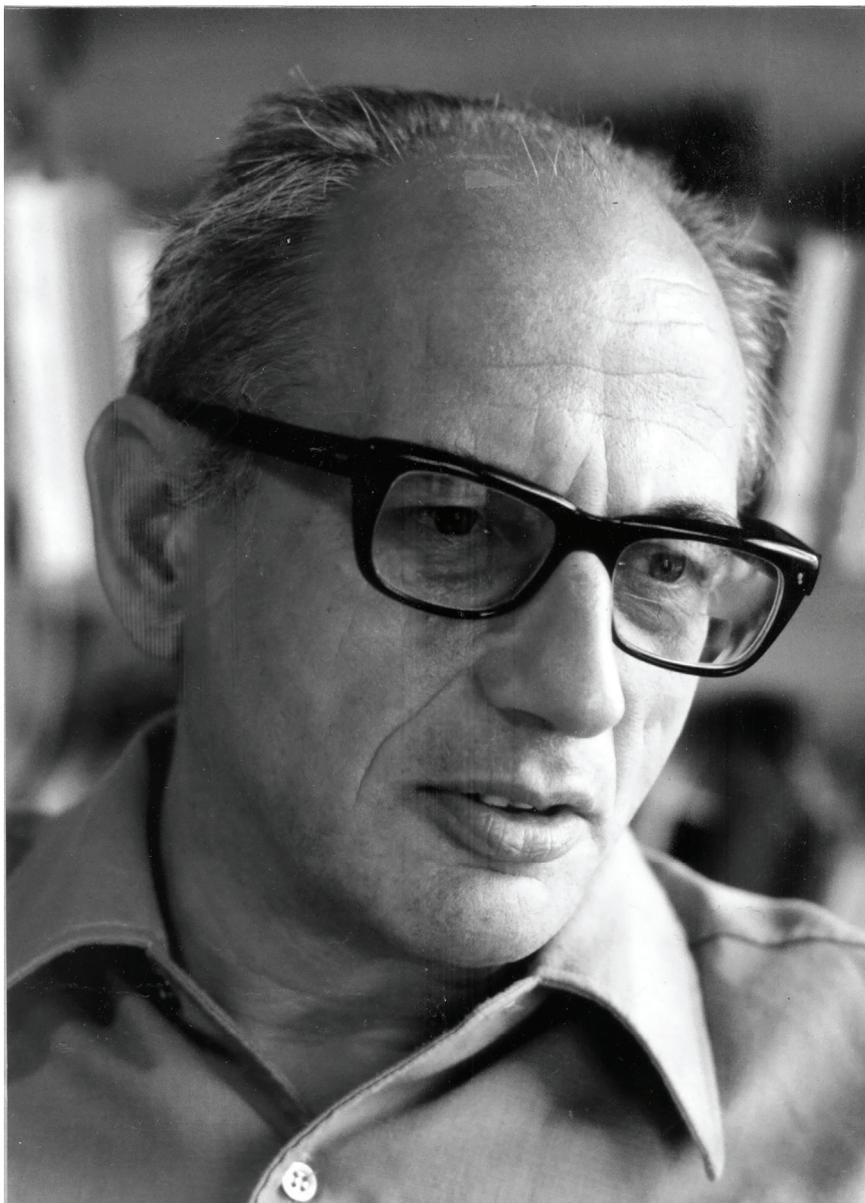
von *Gent aus* ist, weshalb der Satz so oft zitiert wird. Boorman wird nicht in Antwerpen, wo er sich aufhält, beschissen, und auch nicht in Gent, wo Korthals sich befindet, sondern er wird, während er in Antwerpen ist, von Korthals *von Gent aus* beschissen. Das hätte auch sehr gut im Englischen oder Russischen wiedergegeben werden können. Doch das haben die zwei Übersetzer nicht getan. Sie haben beide *in Gent* übersetzt, was dort nicht steht. Wenn Elsschot *in Gent* hätte schreiben wollen, hätte er es tun können. Er entschied sich, *von Gent aus* zu schreiben. Wenn Übersetzer das nicht begreifen, ist es ihre Sache. „Your’s not to reason why!“ würde ich ihnen zurufen wollen. Elsschot hat *von Gent aus* geschrieben und so muss man es auch übersetzen. Wenn ihr selbst gerne *in Gent* schreiben wollt, dann macht das, aber dann in eurem eigenen Text und nicht in dem von Elsschot. Wahrhaftig, wenn es einem Studenten unseres Übersetzerkurses in Leiden in den Sinn käme, *von Gent aus* mit *in Gent* zu übersetzen, würde ich ihn unverzüglich aus dem Saal werfen. Und dann könnte er noch froh sein, dass ich ihm nicht schimpfend und tobend bis zur Rapenburg hinterherlaufe.

Noch sind wir nicht am Ende der Verstümmelungen, die der englische und der russische Übersetzer diesem einen Satz von Elsschot zugefügt haben. Ich weiß nicht, ob sie Angst vor dem Bizarren oder Angst vor dem Einfachen hatten, aber beide haben in brüderlicher Eintracht das Wort *op ’t ogenblik*, „im Augenblick“, nicht übersetzt. Wo doch gerade diese drei Wörter dem Satz so viel Kraft und Würze verleihen. Beide Übersetzer haben, vermute ich, gedacht, dass „beschießen“ etwas ist, das nicht in einem bestimmten Augenblick geschieht, sondern während einer längeren Zeitspanne. Das ist natürlich sehr dumm von ihnen, denn der Gebrauch von *at the moment* und *в эту минуту* ist in beiden Sprachen sehr normal. „Im Augenblick bin ich wegen Rheuma in Behandlung bei Doktor de Haas“, sagen wir, oder „Wir werden im Augenblick von der Heilig Landstichting aus von einem Kerl regiert, der van Agt heißt und der über die Mehrheit im Parlament verfügt.“ Der Ausdruck *im Augenblick* hat so gut wie keine Bedeutung. Er dient nur der allgemeinen Zuspitzung des Satzes, wie wir das auch manchmal mit Ortsbestimmungen machen: „Wir sind hier zusammengekommen, um die Verleihung des Nijhoff-Preises zu feiern“, sagen wir, obwohl es vollkommen unnötig ist, uns auf die Tatsache hinzuweisen, dass wir hier sind und nicht woanders. Nun kann es natürlich auch sein, dass die beiden Übersetzer das alles nicht wussten oder nicht so schnell daran gedacht haben, aber das Unverzeihliche an ihrer Vorgehensweise ist, dass sie einen Satzteil, den Elsschot dort eingebaut hat und der einfach ins Russische oder Englische hätte übersetzt werden können, ohne Zustimmung des Autors wegge-

lassen haben. Wenn ich daran denke, werde ich so unglaublich wütend, dass es für alle Beteiligten wohl besser ist, wenn ich jetzt meinen Mund halte.

Tirade, April–Mai 1979

Übersetzung: Bettina Anhuth, Katharina Braß, Christina Bremges, Kerstin Kamp, Tabea Michel, Maria Müller, Marie-Christine Raddatz, Simone Schmid, Frederike Vollmer und Anne Wolters



Karel van het Reve 1978.
Foto: *De Tijd*

Anstoß³⁴

Zu einem gewissen Teil der Sendung vom 5. Januar 1964³⁵ wurden zwei Arten von Beschwerden laut. Es handele sich um einen Verstoß gegen die öffentliche Ordnung und die guten Sitten – was, sollte es der Wahrheit entsprechen, strafrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen kann – sowie um eine Kränkung der niederländischen Christen, was das Programm zwar nicht strafenswert, in den Augen vieler jedoch tadelnswert erscheinen lässt.

Das mit dem Verstoß gegen die öffentliche Ordnung muss man vernünftigerweise als blanken Unsinn betrachten. Bildungsminister Bot hat diese Einschätzung auch nicht unqualifiziert, sondern lediglich als sein „vorläufiges Urteil“ verkündet. Es gibt schließlich nicht einmal den Hauch eines Beweises dafür, dass die öffentliche Ordnung durch jene beanstandete Sendung auch nur eine Sekunde in Gefahr gewesen wäre. Vielleicht hat sich der Minister angesichts des ständigen Klingelns seines Telefons am Wochenende erschreckt. In tatsächlicher Gefahr wäre die öffentliche Ordnung erst gewesen, wenn die gekränkten Christen in lärmenden Trupps zum Aufnahmestudio in Bussum gepilgert wären und dort Leib und Leben des Schauspielers und Seinesgleichen bedroht hätten. Doch selbst, wenn das passiert wäre; selbst, wenn beispielsweise mein an der Gestaltung des Programms beteiligter jüngerer Bruder und die Moderatorin von einem Trupp hitziger Kirchenältester drangsaliert worden wären, bleibt immer noch die Frage, ob es nicht angebrachter gewesen wäre, sich anstelle besagter Fernsehkünstler oder der Rundfunkanstalt, für die sie auftreten, ebenjene Kirchenältesten vorzunehmen.

Ich habe hier „Kirchenälteste“ geschrieben, und nicht etwa Patres, weil der besagte Text für Katholiken keineswegs verletzend war. Das lässt sich am besten mithilfe jenes katholischen Pfarrers in Den Bosch beweisen, der in einer vollen Kirche den Text genüsslich vom Band abspielte – so etwas tut man nicht, wenn man wirklich verletzt ist. Der gute Mann erweckt, wenn man *seinen* Text liest, den Eindruck, noch nie in seinem Leben verletzt gewesen zu sein – außer, wenn er bei einer Beförderung übergangen wurde. Unser katholischer Bevölke-

34 *Aanstoot*, in: VAN HET REVE, K., *Marius wil niet in Joegoslavië wonen*, Amsterdam 1970, S. 99–102.

35 Gemeint ist der im Rahmen einer Satirereihe ausgestrahlte Sketch *Beeldregie* (=Bildregie), in dem ein Fernseher mit einem dem Vaterunser ähnlichen Gebet bedacht wird [Anm. d. Übers.].

rungsteil ist schlicht und ergreifend zu ungebildet, um solche Gefühle aufzubringen. Es ist vielmehr das Bedürfnis, ernst genommen zu werden, das den besagten Pfarrer mit seinen protestantischen Brüdern mitheulen lässt. Man kann sich einen evangelisch-reformierten Pfarrer vorstellen, der kurze Röcke oder unkeuschen Sprachgebrauch schockierend findet, aber keinen katholischen. Der ist dafür viel zu nah an der Natur. Der katholische Kolumnist Godfried Bomans, der mich letztes Jahr beim sogenannten *Autorenprotest* auch schon unterstützt hat, wird mir hier wohl zustimmen.

Mit den guten Sitten ist es, was Goethe „ein eigenes Ding“ zu nennen pflegte. Stellen wir uns jemanden vor, der am helllichten Tag splitternackt durch die Amsterdamer Leidsestraat läuft. Eine weise Staatsmacht würde in einem solchen Fall den Nackten so schnell und geräuschlos wie irgend möglich von der Bildfläche entfernen, obwohl sie sich darüber im Klaren ist, dass er oder sie eigentlich überhaupt nichts Böses im Schilde führt. Er weiß allerdings, dass die Öffentlichkeit eine so weitgehende Abweichung von der Kleiderordnung nicht verträgt, und um öffentliche Ruhestörung, Körperverletzung, eingeworfene Fensterscheiben etc. zu vermeiden, schützt der Staat die Menge vor sich selbst, und den Nacktläufer, der meist ja nicht ganz richtig im Kopf ist, vor der Menge. Andererseits aber sorgt er dafür, jedem Bürger den größtmöglichen Spielraum in der Wahl seiner Ausstattung zuzugestehen, mit der er sich in der Öffentlichkeit zeigen möchte.

Die Frage, der sich Premier- und Bildungsminister durch Anrufer, Boulevardpresseredakteure, Leserbriefschreiber und Ähnlichem gegenübergestellt sehen, ist nun, ob wir es in diesem Fall mit einer Verhaltensweise zu tun haben, die durch ihr vollständiges Abweichen vom Gewöhnlichen eine so große und so allgemeine Abneigung hervorruft, dass sie als „sittenwidrig“ gelten kann. Das jedoch scheint mir nicht haltbar zu sein. Ich möchte behaupten, dass dem Wortlaut nach derselbe Text in einer Kabarettssendung des Katholischen Rundfunks nahezu unbemerkt geblieben wäre. Was hat man eigentlich getan? Man hat sich beim Lächerlichmachen eines nichtreligiösen Phänomens – der Fernsehsucht – bekannter christlicher Texte und Gesten bedient. Das ist nichts Neues.

Es ist hier nicht die Aufgabe des Staates, die betreffende Rundfunkanstalt zu maßregeln, sondern die dort tätigen Künstler vor dem bigotten Pöbel zu schützen, der in Ermangelung des Scheiterhaufens – von Schopenhauer so schön als *ultima ratio theologicum* bezeichnet – nach Vergeltungsmaßnahmen ruft, die, einmal umgesetzt, die freie Meinungsäußerung, auf die man hierzulande immer so stolz ist, in große Gefahr brächten.

Der Bildungsminister hat „das Gefühl“ (man fragt sich hier mit Nabokov, warum solche Menschen immer so viel fühlen und so wenig denken) „dass durch diesen Programmbeitrag die Gefühle eines Großteils des niederländischen Volkes verletzt worden sind.“ So what? Einige tausend Schwachköpfe fühlen sich, um mit Multatuli zu sprechen, in ihrem Küchenmädchenglauben gekränkt. Ist das so schlimm? Ist das nicht hin und wieder durchaus pädagogisch wertvoll? Ist es nicht sehr nützlich, wenn zum Beispiel der Vorsitzende der *Nederlandse Hervormde Stichting voor de Geestelijke Volksgezondheid*, also der Niederländischen evangelisch-reformierten Stiftung zur Förderung der geistigen Volksgesundheit, der im *Algemeen Dagblad* vom 6. Januar den größten Unsinn von sich gibt („Aber Bibeltexte darf man nicht satirisch verwenden“ – er hält dies scheinbar für eine Art Ehebruch oder Meineid – „Schon deshalb nicht, weil jegliche Form der Verteidigung unmöglich ist. Seriöse geistliche Bewegungen darf man nicht lächerlich machen“) – ist es nicht sehr nützlich, dass solche Leute hin und wieder ordentlich in ihren Klosterschulgefühlen gekränkt werden? Ist dies nicht auch ein Akt schlichter Gerechtigkeit? Wir Ungläubigen können, wenn wir auf der Suche nach einem Stück von Mozart sind, nicht das Radio anschalten, ohne dass uns der Mief all dessen entgegenschlägt, das aus mir völlig unbegreiflichen Gründen keine Blasphemie zu sein scheint: der unablässige Strom von Predigten und Gebeten, mit denen die Anhänger Jesus Christus’ sich öffentlich über ihn auslassen und sich in Begrifflichkeiten des widerwärtigsten Byzantinismus an ihn wenden, in einem Ton, der in der Geschichte der menschlichen Kultur seinesgleichen sucht. Man muss es bedauern, dass ihr Gott nicht existiert, denn sonst würde er sicherlich jeden Sonntag verschiedene dieser Dummschwätzer (katholisch oder protestantisch, das sollte ihm in seiner unendlichen ökumenischen Güte egal sein) mit den Mitteln vernichten – Seuchen, Blitz und Donnerrollen –, die ihm scheinbar so reichhaltig zur Verfügung stehen.

Denken können diese Leute nicht. Schreiben können sie noch viel weniger. Sprechen können sie erst recht nicht. Aber sich verletzt fühlen, das können sie. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, dass tausende Niederländer, für die große Worte etwas weniger wohlfeil sind als für ihre christlichen Brüder, einen gewissen Wert auf Anstand und Redlichkeit legen und deshalb allsonntäglich bei jeder Morgen- und Abendandacht in *ihren* Gefühlen, von denen *sie niemals* behaupten würden, dass sie heilig sind, verletzt werden. Diese Ungläubigen finden das nicht so schlimm. Sie versuchen zu verstehen, dass Christen es schön finden, dem leeren Gesalbader der Pfaffen oder den himmelschreienden Improvisierungen eines Kirchenmusikers wie Dr. Anton van der Horst zu lauschen. Sie wollen ihre gläubigen Brüder nicht

ständig ärgern, wie die gläubigen Brüder es mit ihnen tun – das wäre ein Zeichen schlechten, christlichen Geschmacks – aber eines Tages wollen sie diesem Christen durchaus einmal ins Gesicht lachen. Das wird dann zufällig auch so sein.

Übersetzung: Tabea Michel

Wer das liest, ist doof³⁶

„Nicht wahr?“, sagte ich. „Wie heißen Sie?“

„Salomons“, sagte sie. „Ich habe eine Benachrichtigung erhalten, aber es steht ein Buch drauf, das ich nicht ausgeliehen habe. Schauen Sie mal.“

Sie gab mir die Karte, die sie bekommen hatte. Auf der einen Seite stand gedruckt: „Dienststelle: Universität von Amsterdam. Institut für Osteuropäische Kulturgeschichte.“ Und dann, getippt, auf der rechten Seite: „Fräulein A. Salomons, Maasstraat 150, Amsterdam-Süd.“ Auf der anderen Seite hieß es im gedruckten Text: „Da die Leihfrist verstrichen ist, ersuchen wir Sie umgehend um die Rücksendung von ...“ und dann weiter, getippt: *Briefe von Helden des Großen Vaterländischen Krieges, Rabsk 1948*.

Ich kam hinter meinem Schreibtisch hervor, bot dem Mädchen einen Stuhl an und ging auf den alphabetischen Katalog zu, der einen Teil der Seitenwand des Lesesaals einnahm. Dort zog ich die Schublade BRE-BRK auf und suchte das Kärtchen des Buches heraus, für das Fräulein Salomons, zu Unrecht, wie sie behauptete, eine Benachrichtigung erhalten hatte. Auf dem Kärtchen waren außer dem Titel, der dem Leser bereits bekannt ist, noch der Herausgeber und die Seitenanzahl vermerkt. Des Weiteren fand ich unten auf dem Kärtchen die Hauptbuchnummer und darüber eine Reihe von Zahlen und Buchstaben, die den Standort des Buchs in der Bibliothek angaben: Regal, Fach und die Nummer auf dem Fach. Mit Bleistift geschrieben stand außerdem unten auf dem Kärtchen in kleinen Blockbuchstaben „unauffindbar“. Dieses Wort war später offensichtlich durchgestrichen und durch „lokalisiert“ ersetzt worden. Ich nahm die Leiter, stellte sie vor das auf dem Kärtchen angegebene Regal, stieg zum angegebenen Fach hoch und fand das Werk. Mit dem Buch in der Hand kletterte ich nach unten und legte es der jungen Dame hin. Das Kärtchen hielt ich noch immer in der Hand.

„Das ist es“, sagte ich. „Das Buch ist hier. Man hat Ihnen also zu Unrecht vorgeworfen, dass Sie es zu lange behalten haben. Ich ent-

36 Auszüge aus VAN HET REVE, K., *Twee minuten stilte*, Amsterdam 1959, Kapitel VIII: *Wie dit leest is gek*. Zum Hintergrund: Ein Amsterdamer Professor kommt bei einem Bombenanschlag ums Leben. Der Bibliothekar Lodewijk Prins versucht als Privatdetektiv dessen ungewöhnlichen Tod aufzuklären. Es entwickelt sich eine ereignisreiche Spurensuche, bei der nach und nach die einzelnen Puzzleteile zusammengefügt werden.

schuldige mich im Namen des Instituts. Es muss ein Versehen gewesen sein.“

Das Fräulein lachte auf eine Art, die in schlechten Büchern als „deep, throaty“ beschrieben wird. Diese Worte geben ungefähr den Laut wieder, den sie von sich gab, wenn man sich dann nur hinzudenkt, dass sie sehr freundlich und herzlich lachte, ohne dieses Anschmiegsame, das den Charme mancher Frauen unausstehlich macht – so dass ich, durch ihre Anwesenheit ohnehin aus der Fassung gebracht, im Begriff stand, den größten Unsinn von mir zu geben.

„Ich hätte das andere Buch doch eh zurückbringen müssen“, sagte sie, „also macht es nichts. Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen.“

Ich stieß ein paar unzusammenhängende Laute aus, suchte den Leihschein, den sie unterschrieben hatte, riss ihn ein und händigte ihn ihr aus.

„Danke“, sagte sie. „Haben Sie etwas über das ewige Eis?“

Bei diesen Worten kam ich wieder zu mir. Ich brauchte nicht mehr verzweifelt nach Worten zu suchen. Sie wollte etwas haben, und ich konnte ihr dabei helfen.

„Sind Sie Geographin?“, fragte ich.

„Ja“, sagte sie. „Ich schreibe eine Arbeit über die Landwirtschaft in arktischen Regionen.“

„Darüber weiß ich nichts“, sagte ich. „Nur über die Häuser, die plötzlich voller Eis sind.“

„Was ist das?“, fragte sie.

„Das habe ich irgendwo gelesen“, sagte ich. „Man baut ein Haus auf dem ewigen Eis. Im Sommer geht alles gut. Der Boden taut jedes Jahr ein Stück auf, doch weiter unten bleibt er gefroren. Aber im Winter ist das anders. Das Haus steht in einem Tal, an einer Stelle, wo sich ohne das ewige Eis eine Quelle oder ein kleiner See befinden würde. Nun fängt man an zu heizen und im Haus wird es schön warm. Draußen herrschen vierzig Grad Frost. Man muss also ordentlich heizen, und dadurch taut der Boden unter dem Haus auf, bis hin zu dem ungefrorenen Boden, der sich darunter befindet. Das Wasser in der Tiefe, das die ganze Zeit unter dem ewigen Eis eingeschlossen war, kann nun hindurch und schießt nach oben, bricht den Boden unter dem Haus auf, spritzt durch den Fußboden, löscht den Ofen und füllt das Haus. Weil es unglaublich friert, ist das ganze Haus kurze Zeit später mit Eis gefüllt.“

Das Mädchen lachte wieder.

„Ach, wie entsetzlich!“ rief sie.

„Vielleicht können Sie das für Ihre Arbeit gebrauchen“, sagte ich. „Ich weiß nicht, ob wir eine Monographie über das ewige Eis haben,

aber sonst gibt es natürlich auch Handbücher, in denen etwas darüber steht. Ich schaue kurz nach. Lesen Sie Slobodisch?“

„Nicht so gut, aber gut genug, um mir einen Reim darauf zu machen, wenn es sein muss.“

Ich zog die Schubfächer „Geographie“ und „Landwirtschaft“ aus dem Systemkatalog und begann zu suchen. Die Rubriken „Hoher Norden“, die in beiden Abteilungen vorkamen, führten zu einem kleinen Buch von achtzig Seiten. Ich stieg wieder die Leiter hinauf, fand das Buch und brachte es ihr.

„Hier finden Sie wahrscheinlich alles, was Sie brauchen“, sagte ich. „Das erste Kapitel können Sie überspringen. Da finden Sie Zitate von Marx, Engels, Ilijin und Koba sowie die Behauptung, dass die bürgerliche Wissenschaft immer abgestritten hat, dass auf dem ewigen Eis Landwirtschaft betrieben werden kann.“

„Stimmt das etwa nicht?“

„Das weiß ich nicht“, sagte ich. „Aber man muss mit solchen Dingen vorsichtig sein. Wenn es ihnen zufällig in den Kram passt, erzählen sie den größten Irrsinn. Das Werk ist von 1950 – vielleicht steht hier ja drin, dass die Imperialisten, Zionisten und faschistischen Titoisten vergeblich versucht haben, die Landwirtschaft im hohen Norden durch das Publizieren ‚wissenschaftlicher‘ Studien über das ewige Eis zu sabotieren, aber dass dort nun, dank der wertvollen Hinweise des größten Genies der Menschheit, Apfelsinen und Bananen wachsen, die viel größer, schöner und schmackhafter sind als alle imperialistischen Bananen zusammen.“

„Ist das wirklich so schlimm?“, fragte sie.

„Nein“, sagte ich. „Das heißt, manchmal schon. Manchmal ist es noch viel schlimmer. Manchmal ist es auch ziemlich vernünftig. Und die technischen Abschnitte in diesem Buch sind vielleicht hervorragend. Ich will noch eben schauen, ob in den Handbüchern dazu etwas Zusammenfassendes steht.“

Wieder stieg ich die Leiter hinauf, und in zwei Büchern über slobodische Geographie schien in der Tat etwas zu stehen. Danach vertiefte ich mich in den Zeitschriftenkatalog, und stellte fest, dass vor noch nicht einmal einem halben Jahr in einer deutschen Zeitschrift ein schöner Überblick-Artikel erschienen war. Die fragliche Ausgabe war weder ausgeliehen noch beim Buchbinder, und sie war auch nicht auf dem Dachboden: Sie lag noch auf dem Stapel.

„Ich denke, das könnte Ihnen weiterhelfen“, sagte ich.

„Zwei dicke landeskundliche Beschreibungen Slobodiens, eine amerikanische und eine aus dem Slobodischen ins Englische übersetzt, die slobodische Monographie und der deutsche Aufsatz.“

„Das ist mehr als genug“, sagte sie. „In meiner Arbeit geht es nicht nur um Slobodien, sondern auch um andere Gebiete im Norden, Kanada und so.“

„Wir haben noch ein Buch von einem kanadischen Landwirtschaftsspezialisten“, sagte ich. „Der schreibt sehr ausführlich über seine slobodischen Erfahrungen. Ich weiß nicht, ob es darin auch um das ewige Eis geht. Ich sehe mal eben nach.“

Ich wusste, wo das Buch stand, und es stand noch da. Jetzt hatten wir fünf Publikationen beisammen. Ich füllte den Leihschein aus und ließ sie unterschreiben.

„Vielen Dank“, sagte sie. „Sie haben sich meinerwegen viel Mühe gegeben. Das wäre nicht nötig gewesen.“

„Dafür werde ich bezahlt“, sagte ich.

„Ich glaube nicht, dass das so ganz stimmt“, sagte sie freundlich und ging fort.

Als sie weg war, bereute ich meine letzten Worte. Warum dieses Getue? Warum hatte ich nicht einfach gesagt, dass es mir ein Vergnügen war, die Bücher für sie zu suchen? So bist du, dachte ich: bei allerlei Nebensächlichkeiten ein furchtbar großes Maul, aber wenn es darauf ankommt, wenn keine Ausschmückungen, Ausfälle, Ausweichsprünge, kein Feuerwerk verlangt ist, versagst du jämmerlich.

So stand ich da, in einem leeren Lesesaal und mit leeren Händen. Oder besser gesagt, in einer Hand hielt ich immer noch Fräulein Salomons Benachrichtigung. Ich las sie erneut von vorne bis hinten und erinnerte mich, wie ich in den Katalog gesehen hatte und jedes Mal die Leiter hinaufgestiegen war, wobei sie gelegentlich mit dem Rücken zu mir gestanden und in einem Buch geblättert hatte. „Unauffindbar“, hatte jemand auf dem Kärtchen notiert, und später „lokalisiert“. Offenbar war das Buch also einige Zeit unauffindbar gewesen und später „lokalisiert“ worden. Lokalisiert? Eigentlich ein seltsames Wort in diesem Zusammenhang. Das Buch hatte, wie alle Bücher, einen festen Platz in einem der Regale des Instituts. Wenn es dort nicht stand, war es entweder ausgeliehen, beim Buchbinder oder verloren gegangen. Letzteres kam natürlich schon einmal vor. Jemand braucht nur versehentlich einmal ein Buch an einer verkehrten Stelle zwischen die anderen Bücher zu schieben, und es ist mitunter monatelang unauffindbar. Aber wenn man es dann wiederfindet, wird es an seinen Platz zurückgestellt. Warum hier von „lokalisiert“ sprechen? Das erweckt den Eindruck, als ob etwas gefunden und an seinem Platz gelassen worden ist. Vielleicht war es eine etwas ungeschickte Ausdrucksweise, um zu vermerken, dass das Buch an seinen alten Platz zurückgestellt worden war? Die *Briefe von Helden des Großen Vaterländi-*

schen Krieges waren erst „unauffindbar“, aber nun „lokalisiert“, das heißt an den Platz zurückgebracht worden, wo sie hingehörten?

„Briefe unauffindbar“ ... „Briefe lokalisiert“ ... plötzlich wiederholte ich diese Worte ein paar Mal. Eine Botschaft? Ich dachte sofort an die Genossen, die meiner, sich vor allem auf Vermutungen stützenden Theorie zufolge solche Sehnsucht nach diesen „unauffindbaren“ Briefen gehabt hatten, oder vielleicht sogar noch hatten. War das nicht eine Art, sie wissen zu lassen, dass sie gefunden worden waren?

Wie es durchaus häufiger vorkommt, brachte mich die eine Vermutung auf eine andere. Das Fräulein Salomons hat eine Benachrichtigung für ein Buch mit dem Titel *Briefe von Helden des Großen Vaterländischen Krieges* bekommen. Die Karteikarte zu diesem Buch war von unbekannter Hand mit dem mit Bleistift geschriebenen Wort „lokalisiert“ versehen worden. Gut. Nehmen wir nun an, dass jemand vom Institut – sagen wir mal: August, es ist immer einfacher, einen eindeutigen Verdächtigen zur Hand zu haben – mit den Genossen in Verbindung steht. Er will ihnen keine direkten Nachrichten zukommen lassen, denn die könnten schon mal abgefangen werden, und er will auch nicht mündlich mit ihnen in Kontakt treten, denn das könnte bemerkt werden und den Verdacht auf ihn lenken. Er sucht deshalb ein Kommunikationssystem, das so wasserdicht wie möglich ist, ein „Medium“: einen dritten Mann, der als Bote fungiert, wie der Zahnarzt, bei dem sowohl August als auch einer der Genossen Patienten sind und auf dessen Toilette sie ihre Korrespondenz deponieren. Die Abendkasse, bei der sie Sitzplätze für dieselbe Vorstellung nahe beieinander bekommen, oder gerade weit voneinander entfernt, aber auf jeden Fall so, dass sie einander unbemerkt ihre Nachrichten übergeben können. Nicht zu vergessen das Fußballspiel, bei dem sie, *mirabile dictu*, auf der riesigen Tribüne wie zwei vollkommen Unbekannte genau nebeneinander sitzen. Am Ende lässt der Eine seine Zeitung liegen, die der Andere einsteckt, als wäre es seine eigene. So ein Medium suchte August; und das hatte er, wenn meine Vermutungen stimmten, im Katalog des Instituts gefunden. Er schickte seinem Korrespondenten solch eine Benachrichtigung (oder besser noch, er ließ sie von Dora schicken), und der Korrespondent wusste, dass das erste Wort des Titels das erste Wort einer Botschaft ist, deren Rest sich auf dem Kärtchen des Buchs im Katalog findet. Eine schöne Methode, um Botschaften zu überbringen. Nur, dachte ich, müssen das sehr kurze Botschaften sein, denn sonst besteht die Gefahr, dass jemand, so wie ich jetzt, diese Botschaft findet und versteht. Würde Augusts Botschaft wie folgt lauten: „Briefe lokalisiert. Schick mir tausend Dollar, eine Kiste Cognac und sie gehören dir. Mit proletarischen Grüßen, August“

(um einmal irgendetwas zu nennen), dann würde ein zufälliger Finder – und jede Karte des Katalogs wird irgendwann einmal gelesen – die ganze Botschaft, außer dem ersten Wort, herausfinden und dann gewisse Schlussfolgerungen daraus ziehen oder zumindest neugierig werden. Also Botschaften mit zwei Worten. Doch damit lässt sich nicht viel sagen. Eine ganze Serie derartiger kleiner Botschaften, jede durch eine separate Benachrichtigung angegeben? Nicht zum empfehlen, denn die Post und Dora könnten argwöhnisch werden.

Nein, man müsste die ganze Botschaft in Worte oder kleine, für sich selbst genommen unverständliche Satzfragmente auseinanderfallen lassen und dann in den Katalog aufnehmen, nur durch den Empfänger zu finden und von ihm zu einer solchen Benachrichtigung zusammenzusetzen. Da kam mir eine Idee.

Man stelle sich vor, dachte ich, man bekommt eine solche Benachrichtigung und sucht, wie es offenbar beabsichtigt ist, das zurückgeforderte Buch im Katalog. Auf der Karteikarte im Katalog stehen das erste oder die ersten paar Worte der Botschaft. Nun weiter. Richtig. Man nimmt das zweite Wort und sucht es ebenfalls im Katalog. Selbst wenn das Wort nicht im Katalog vorkommt, gelangt man doch unweigerlich zu der Stelle, an der eine Karte mit dem Wort hätte stehen müssen, wenn eine solche Karteikarte bestanden hätte. Würde man das Wort „Pups“ – um nur einmal ein Beispiel zu nennen – suchen, fände man zwar keine Karteikarte, denn es gibt keine Buchtitel, die mit diesem Wort anfangen, aber man findet wohl die Stelle, an der ein Buch von Herrn Pups hätte stehen müssen (z.B. *Pups (Willem Cornelis), Contes drolatiques. Eine Studie über anale Symbolik in der Weltliteratur. Arnheim o.J. 704 S. Mit Abbildungen und Graphiken*). Diese Stelle würde sich dann zwischen, sagen wir mal, *Pump – Auf – durchs Leben. Memoiren eines Schmarotzers. Genf 1814. 128 S.* und *Putz (Allan Edgar), Ausgewählte Werke. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Hristo Harlampiev. Pitt-Pendulumsk 1950. 640 S.* befinden. Um nur mal ein Beispiel zu nennen. Das nächste Wort kann dann auf die Karte des Schmarotzers geschrieben werden. Und so weiter.

Im vorliegenden Fall hatten die Genossen eine Benachrichtigung für ein Buch erhalten (oder sie zumindest erhalten müssen, denn aus Versehen hatte das Fräulein Salomons sie bekommen), dessen Titelbeschreibung mit dem Wort „Briefe“ anfang. Sucht man das Wort „Briefe“ im Katalog, findet man das Wort „lokalisiert“. Sucht man wiederum dieses Wort, findet man das folgende Wort der Botschaft.

Es schien mir ein ausgezeichnetes System zu sein, vielleicht etwas umständlich und romantisch, aber das ist bei jedem Kommunikationssystem so, das auf normale Mittel (wie telefonieren, telegrafieren oder Notizen schreiben) verzichtet.

Spaßeshalber ging ich zum alphabetischen Katalog und begann das Wort „lokalisiert“ zu suchen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich im Katalog an dem Platz, an dem „lokalisiert“ hätte stehen müssen eine Karte fand, auf der *Lokal (Anna Elisabeth Eulalia), Frauen im freien Slobodien. Ein Augenzeugenbericht und eine Antwort auf sozial-faschistische Verleumdungen. Amsterdam 1932. 64 S. – mit Ill.* stand und auf der unten die Worte „weitere Details“ vermerkt waren. Bis zu diesem Moment war meine Vermutung eigentlich keine Vermutung, sondern ein Tagtraum gewesen, der nun plötzlich der Wahrheit gefährlich nahe kam. Ich musste nur noch unter „weitere“ und „Details“ suchen, um Sicherheit zu erlangen.

Ich hatte keine Uhr. Über die telefonische Zeitansage erfuhr ich, dass es schon halb eins war.

Unter „weitere“ war, wie ich es mir übrigens schon gedacht habe, nichts zu finden. „Details“ jedoch ergab „in zwei Tagen“, während „Tagen“ die Worte „Benachrichtigung folgt“ ergab. Bei „folgt“ fand ich nichts mehr. *End of the message* also. Und die Botschaft lautet daher: „Briefe lokalisiert. Weitere Details in zwei Tagen. Benachrichtigung folgt.“

Es stimmte alles. Da ich ziemlich primitiv bin, beschloss ich, die Probe aufs Exempel zu machen. Ich nahm ein Blatt Papier und schrieb darauf den erstbesten Satz, der mir einfiel: „Wer das liest, ist doof“ – ein etwas kindischer Spruch vielleicht, und es mag den Leser nachdenklich stimmen, dass gerade dies der erste Satz war, der mir einfiel, aber das tut eigentlich nichts zur Sache, weil es die Wahrheit ist. Dann nahm ich eine willkürliche Karteikarte (es war *Die Buchdruckkunst ist eine slobodische Erfindung! Stenografischer Bericht der wissenschaftlichen Sitzung der Groß-Slobodischen Akademie am 7. März 1949. Eingeleitet von Henrik Skukin-Sukin. Rabsk 1949. 1244 S.*) aus dem Katalog und schrieb darauf die Worte „wer das“. Danach suchte ich im Katalog nach „das“ und fand *Dassen (Leop. Gerh.), Drei Jahre Ostfront. Die Geschichte eines Sieges. Berlin 1944. 484 S. – Mit Taf. und Kart.* Auf dieses Kärtchen schrieb ich „liest ist“ und auf das Kärtchen *Ist Koba wirklich das größte Genie der Menschheit? Von Skeptiker. Heimlich gedruckt. Amsterdam 1952. 16 S.* schrieb ich „doof“. Dann schob ich alle Kartenkästchen zu, lief ein paar Mal um meinen Schreibtisch herum und stellte mir vor, dass ich für das erste Buch, das über die Buchdruckkunst, eine Benachrichtigung bekommen hätte. Ich suchte den Titel im Katalog, las dort „Wer das“, suchte „das“, fand „liest ist“, und nachdem ich „ist“ gesucht hatte, fand ich „doof“. Wer das liest, ist doof; das System funktionierte.

Übersetzung: Katharina Braß und Christina Bremges

Henk Broekhuis 1³⁷

Jede Zeitung bekommt von Zeit zu Zeit einen Leserbrief, in dem dafür plädiert, wird, keine ausländischen Wörter wie „Happening“ oder „Ökonomie“ oder „Radiator“ zu benutzen, sondern gebräuchliche einheimische, für jeden verständliche Wörter wie „Ereignis“, „Wirtschaftswissenschaft“ und „Heizkörper“

Mit Leuten, die lieber ein einheimisches Wort haben wollen als ein ausländisches, weil sie nach wie vor gerne ihre Muttersprache sprechen möchten, habe ich kein Problem. Jemand, der sich ärgert, wenn in unserem Lande viele von „Date“ sprechen, während sie auch einfach „Verabredung“ sagen könnten, hat Recht. Ich ärgere mich mit ihm mit. Obwohl ich doch auch wieder lachen muss, wenn er vorschlägt, „Telefon“ durch „Fernsprecher“ zu ersetzen, weil „Fernsprecher“ einheimisch ist. Aber darum geht es eigentlich überhaupt nicht.

Worum es mir geht, ist der Gedanke, dass das Wort „Heizkörper“ per se für einen jeden verständlicher sein soll als „Radiator“ und dass die Zeitungen möglichst viele Wörter aus unserer Muttersprache benutzen sollten, weil das *deutlicher* sei.

Der Denkfehler, den die Verfasser der eingesandten Beiträge machen, ist der folgende: Sie nehmen an, dass ein jeder von sich aus die Bedeutung eines Wortes in seiner Muttersprache kennt. Manchmal ist das auch fast so: Jeder Mensch über fünf weiß, was das Wort „Schwein“ bedeutet. Aber die Anzahl der Wörter, die ein Muttersprachler kennt, ist auf einige Tausend begrenzt. Die meisten muttersprachlichen Wörter sind den meisten Muttersprachlern unbekannt. Bei der Geburt bekommt man kein Wissen über den Wortschatz seiner eigenen Sprache mit. Man muss bei jedem Wort lernen, was es bedeutet, und die meisten Menschen hören auf, wenn sie die Bedeutung von zweitausend Wörtern kennen. Jüngste Untersuchungen haben zum Beispiel ergeben, dass in den ersten sieben Ausgaben des Klatschblattes *Story* nicht mehr als 1.750 verschiedene Wörter benutzt wurden.

37 *Iedere krant krijgt van tijd tot tijd een stuk van iemand die er voor pleit om in de krant geen buitenlandse woorden zoals happening of economie of typewriter te gebruiken, maar gewone Nederlandse, voor iedereen begrijpelijke woorden zoals gebeurtenis, staathuishoudkunde en schrijfmachine*, in: VAN HET REVE, K., *Uren met Henk Broekhuis*. Amsterdam 1978. S. 43–45.

Wenn man nicht *weiß*, was ein Graf ist, macht es auch keinen Unterschied, ob man einen Text liest, in dem der Amtsträger „Graf“ genannt wird oder „Earl“. „Strafstoß“ ist nicht deutlicher als „Penalty“. „Erscheinungsbild“ ist nicht deutlicher als „Habitus“. Die Behauptung, dass man das Wort „Gegenstück“ eher verstünde als „Pendant“, ist nicht richtig. Man muss das Wort „Gegenstück“ genauso gut *lernen* wie das Wort „Pendant“. Es gibt nur sehr wenige Wörter, die man versteht, wenn man sie zum ersten Mal hört oder sieht, und das sind dann zusammengesetzte Wörter wie „Kochschule“ oder „Brillenetui“. Doch auch mit diesen Wörtern ist es nicht so ganz einfach, denn was ist ein „Armleuchter“, wie warm duscht ein „Warmduscher“ und was bedeutet „naseweis“? Aus dem Wissen um die Bedeutung von „Gold“ und „Schmied“ ergibt sich die Vorstellung eines „Goldschmieds“. Jemand, der nicht *gelernt* hat, was „Heizkörper“ bedeutet, dem erschließt sich anhand des Wortes selbst nicht, wovon die Rede ist, selbst wenn er die Bedeutung von „heizen“ und „Körper“ kennt. Das Wort sagt ihm nur, dass ein Heizkörper ein Körper ist, der etwas mit „heizen“ zu tun hat, zum Beispiel ein Mensch, der etwas erhitzt. Aber solche Menschen gibt es nicht; höchstens Menschen, die die Gemüter erhitzen. Dass ein Heizkörper ein metallischer Hohlkörper ist, der die Wärme von heißem Wasser an die ihn umgebende Luft weitergibt, sofern dieses Wasser denn ordnungsgemäß durch ihn hindurchfließt und nirgendwo ausläuft, lässt sich keineswegs aus dem Wort ableiten.

Der Ausdruck „mit akademischem Viertel“ ist an sich nicht deutlicher als „cum tempore“. Bei beiden Ausdrücken muss man *lernen*, was sie bedeuten. „Mit akademischem Viertel“ bedeutet an sich nicht mehr als „in Begleitung von oder mittels eines Stadtteils voller Akademiker oder des vierten Teils eines Akademikers“. Damit weiß man aber noch nicht, was es bedeutet, wenn eine Vorlesung „mit akademischem Viertel“ im Vorlesungsverzeichnis angekündigt wird. Es bedeutet höchstens – wenn man die Möglichkeit, dass die Vorlesung nur von Bewohnern eines bestimmten akademischen Stadtviertels besucht werden darf, ausschließt –, dass der Vorlesung nur mit einem Viertel des Gehirns, nämlich des akademischen, gefolgt werden muss. Dies könnte zum Beispiel ein Gehirnviertel sein, das sich erst nach einem Hochschulabschluss ausbildet. Jedenfalls ein Viertel des Gehirns, das nicht für das Einschlagen von Nägeln und andere praktische Tätigkeiten zuständig ist. Oder, im schlimmsten Fall, dass dort Akademiker gevierteilt werden. Dass „mit akademischem Viertel“ bedeutet, dass eine Vorlesung eine Viertelstunde nach der angegebenen Zeit beginnt, wird man niemals anhand der drei Wörter erkennen.

Das Wort „Wirtschaftswissenschaft“ bietet einer Person, die das Wort nicht kennt, ebenso wenige Informationen wie das Wort

„Huhn“, wenn man es noch nie gehört hat. Man würde eher denken, dass es um Kneipen geht als um irgendetwas etwas anderes. Und doch gibt es Leute, die denken, dass „Wirtschaftswissenschaft“ *deutlicher* ist als „Ökonomie“.

„Fallsucht“ ist an sich nicht deutlicher als „Epilepsie“, denn was in Gottes Namen ist eine „Fall-“Sucht? Ich kann mir vorstellen, dass Menschen aus sentimentalischen Gründen lieber die muttersprachliche Bezeichnung verwenden, wenn auch nur, um eine eigenartige Konstruktion zu bewahren, die in unserer Sprache nicht so oft vorkommt. Wir sprechen nicht von einem „Fliegplatz“ oder einem „Fliegezeug“. Es gibt Sprachen, in denen solche Konstruktionen häufiger vorkommen und man zum Beispiel von einem „Stirbhaus“ oder einer „Issstörung“ spricht.

Man kann natürlich einfach überall, wo erst „high“ stand, „hoch“ schreiben, „in Ordnung“ für „okay“ oder „Ereignis“ für „Happening“, und dann haben „hoch“, „in Ordnung“ und „Ereignis“ in kürzester Zeit genau dieselbe Bedeutung wie „high“, „okay“ und „Happening“. Wenn der niederländische Comiczeichner Marten Toonder auch nur *eine* Bildergeschichte zeichnen würde, in die ein Protagonist auftritt, der immer von „Ereignis“ spricht, wenn er „Happening“ meint, würde es ein großer Teil unserer Intellektuellen übernehmen. Aber *deutlicher* sind diese Wörter nicht. Weder „Happening“ noch „Ereignis“ sagen dem Leser, der dies zuvor nicht wusste, dass es hier um ein ganz spezielles, fast schon rituelles Ereignis innerhalb einer mehr oder weniger geschlossenen Gruppe geht.

„Helmut und Loki rauchen eigentlich nicht, aber für ihr Image zeigen sie sich in der Öffentlichkeit immer mit einer Zigarette.“ Dieser Satz wird nicht deutlicher, wenn man „Image“ durch „Bild“ ersetzt. In beiden Fällen muss man die besondere Bedeutung des Wortes in diesem Zusammenhang kennen, sonst weiß man immer noch nichts.

Übersetzung: Frederike Vollmer

Henk Broekhuis 2³⁸

Man kann schon fünfzig Jahre lang keine Tür mehr öffnen und kein Radio mehr einschalten, ohne dass jemand sagt, dass wir in einer hastigen Zeit leben

„Alles muss heutzutage schnell schnell gehen.“ (Die Anzahl der Wörter, die sich auf diese Weise verdoppeln lässt, beschränkt sich auf *Gott, rasch, ja, nein, so, ach, ha, Mensch*, sowie zusätzlich einige Tierlaute wie *Wau* und *Muh*.) „Die Menschen haben heutzutage für nichts mehr Zeit.“ „Wir leben in einer hastigen Zeit.“ Wie alt könnte dieser Ausspruch sein? Ich habe keine Ahnung. Bei Flaubert taucht er noch nicht auf, aber er kann ihn übersehen haben. Anfang dieses Jahrhunderts? Andererseits würde es mich nicht wundern, wenn der Brief eines Lesers käme, der diese Behauptung bereits im Alten Testament, im Gilgamesch-Epos oder bei Homer gefunden hätte.

Es scheint ein einfacher Ausspruch zu sein, dennoch ist nicht so leicht auszumachen, was er eigentlich bedeutet. Dass eine Fahrt von Den Haag nach Apeldoorn oder New York früher einige Wochen dauerte und jetzt nur noch ein paar Stunden? Dass die Herstellung einer Bierflasche weniger Zeit beansprucht als früher? Aber das hat mit *Hast* im Prinzip nichts zu tun. Man kann hastig irgendwo hinlaufen und später ganz gemächlich zurückfahren. Mit Staubsauger, Meister Proper und Ähnlichem macht die Hausfrau heute schneller und mit weniger Arbeit Klarschiff als früher, aber diese Aussage über unsere hastige Zeit bedeutet eigentlich nicht, dass sie schneller, sondern dass sie schlampiger und weniger fleißig arbeitet und das Ergebnis daher weniger ordentlich ist als früher.

„Alles muss heutzutage schnell schnell gehen“ (unterdessen habe ich noch einige gefunden: *hipp, hopp, bumm* und *Junge*³⁹) bedeutet doch eigentlich, dass wir mit Dingen, die technisch genauso viel Zeit oder Aufmerksamkeit erfordern wie früher, weniger Zeit verbringen. Und diese Dinge kann ich, so sehr ich auch suche, eigentlich nur sehr schwer finden. Welche Dinge sollen das sein? Wird ein Fahrrad heutzutage schlampiger zusammengesetzt als vor fünfzig Jahren?

38 *Je kunt al vijftig jaar lang geen deur opentrekken en geen radio aanzetten of iemand zegt dat wij in een haastige tijd leven*, in: VAN HET REVE, K., *Uren met Henk Broekhuis*. Amsterdam 1978. S. 54–56.

39 Eigentlich ist *Junge* kein gutes Beispiel, da es im Gegensatz zu den anderen Wörtern aus zwei Silben besteht.

Es ist eher umgekehrt, oder es ist zumindest einfacher, Beispiele für die gegenteilige Behauptung zu finden: Wir leben in einer langsamen, lächerlich umständlichen Zeit. Früher ging alles viel zügiger und schlampiger vonstatten.

Wie viel Zeit verstrich zwischen dem Augenblick, in dem Thorbecke⁴⁰ zum ersten Mal an eine Höhere Bürgerschule dachte, und der Eröffnung des ersten niederländischen Gymnasiums? Dieser Zeitraum könnte durchaus erheblich kürzer gewesen sein als der, der zurzeit zwischen dem ersten Auftauchen des Wortes „Mittelschule“ in ministeriellen Unterlagen und der Eröffnung des ersten Exemplars dieser Schule entsteht.

Der Bau des neuen Amsterdamer Rathauses hat bereits *jetzt* – von den ersten Plänen bis zur Inbetriebnahme – länger gedauert als der Bau der drei vorherigen Rathäuser zusammen. An vielen Stellen, wo die Technik ungefähr dieselbe geblieben ist oder nur relativ wenig Beschleunigung gebracht hat, hat sich das Tempo eher verlangsamt als erhöht. Ein Brief nach Terschelling ist einige Tage unterwegs, genau wie früher. Telegramme werden zurzeit nur von Politikern untereinander, von Aktivisten an die Regierung und von der Regierung oder der Königin an Geburtstagskinder oder Katastrophenopfer geschickt. Der normale Bürger weiß, dass ein Brief schneller ist.

Denken wir mal an die Menschen, die früher abends um sechs Uhr aus der Fabrik kamen, eine Stunde nach Hause gingen, aßen, dann wieder eine Stunde zu einer Versammlung gingen, auf der Troelstra oder Domela Nieuwenhuis⁴¹ sprachen, und dann wieder eine Stunde zurück nach Hause gingen, wo sie am nächsten Tag um sechs Uhr morgens von der Fabriksirene geweckt wurden. Das war erst ein hastiges Leben. Heutzutage dauern Versammlungen über die wichtigsten Themen manchmal bis zum Morgengrauen. Am nächsten Tag schlafen sich alle aus, und die Arbeit bleibt liegen.

Obwohl die Technik des Setzens, Druckens, Broschierens und Bindens bedeutend schneller ist als noch vor hundert Jahren, wurde die Zeit zwischen dem Einreichen des Textes und dem Auslegen eines Buches im Schaufenster nicht kürzer. Nehmen wir ein so aufsehenerregendes Thema wie Lebak, über das Multatuli ein Buch geschrieben

40 Johan Rudolph Thorbecke (1798–1872): niederländischer Politiker und Staatstheoretiker [Anm. d. Übers.].

41 Pieter Jelles Troelstra (1860–1930) und Ferdinand Domela Nieuwenhuis (1846–1919): zwei sozialistische Politiker der Niederlande [Anm. d. Übers.].

hat.⁴² Wissen Sie, wie viel Zeit die ganze Sache beanspruchte, komplett mit der Rede an die Oberhäupter, dem japanischen Steinmetz, der langsamen Sprechweise Slijmerings, der Schlucht hinter dem Haus, nächtlichen Ritten, gestohlenen Büffeln, Berichten und dem Abwarten mit der Geduld eines Murmeltiers im Winter? Zehn Wochen. Vom Amtsantritt Dekkers als Kolonialbeamter von Lebak bis zu seiner ehrenvollen Entlassung. Stellen Sie sich das mal vor! Es dauerte *Jahre*, bis es diesem schrecklichen Herrn Klapstra oder Jaring oder wie auch immer dieses inländische Oberhaupt hieß, gelang, Willem Frederik Hermans aus Groningen zu vertreiben. Und auch wenn man die Bücher beider Querulanten vergleicht, dann arbeitete Dekker in Brüssel sehr viel hastiger als Hermans in Paris. Auch ist Hermans in seinem Urteil sehr viel abgeklärter und milder, aber darüber reden wir jetzt nicht.

Oder nehmen Sie die Zeitung. Die wird heutzutage mit sämtlichen Satzfehlern veröffentlicht, die früher, in größter Eile und in letzter Sekunde, verbessert wurden. Jetzt geht man die Sache ganz ruhig an. Wie viele Stunden wurde am alten Bürgerlichen Gesetzbuch gearbeitet? Und an dem neuen? Der heutige Landarbeiter steht viel später auf als sein Kollege vor hundert Jahren, der sehr viel eiliger und gehetzter hinter dem Pflug herlief als der Bauer von heute, der entspannt auf seinem Traktor sitzt. Das Universitätsstudium dauert zwei- oder dreimal so lange wie zu Zeiten Kneppelhouts.⁴³ Ich wette, die Probleme mit den Südmolukkern haben bis heute mehr Arbeitsstunden gekostet als die gesamte damalige Eroberung der Inseln.

Ungeduld? Aber die Nachfrage nach dicken Büchern ist noch nie so groß gewesen. Wenn ein Autor mit viel Mühe dreißigtausend Wörter zusammenschreibt und einreicht, werden sie in großen Lettern gesetzt, man macht ein Buch von hundertfünfzig Seiten daraus und betitelt es als Roman, weil die Öffentlichkeit lieber einen dicken, soliden, viel Zeit und Aufmerksamkeit erfordernden Roman kauft als eine dünne, hastige, oberflächliche Erzählung. Hastige Zeit? Sie meinen wohl langsame Zeit.

Übersetzung von Anne Wolters

42 In seinem Roman *Max Havelaar* (1860) behandelt Multatuli (alias Eduard Douwes Dekker) die kolonialen Zustände in Lebak im heutigen Indonesien. Der Autor selbst lebte einige Zeit im damaligen Niederländisch-Indien und arbeitete dort als Kolonialbeamter [Anm. d. Übers.].

43 Johannes Kneppelhout (1814–1885): ein niederländischer Schriftsteller [Anm. d. Übers.].

Willem Elsschot als verkannter Autor⁴⁴

Vom *Verzameld werk*, also den „Gesammelten Werken“ des flämischen Romanautors Willem Elsschot sind vor kurzem vierzigtausend Exemplare gedruckt und in wenigen Monaten verkauft worden. Kenner sagen, dass Elsschot eigentlich erst jetzt zum ersten Mal richtig gelesen und verkauft wird. Die vorherige Ausgabe der „Gesammelten Werke“ lief nicht so besonders. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass man in einer Vorlesung oder in einer beliebigen Ansammlung von Intellektuellen noch immer nicht mit einem Elsschot-Zitat landen kann. Begriffe und Wendungen wie „Weltzeitschrift“, „Edamer, vollfett“, „Jolly Joker“ und „Museum für einheimische und ausländische Erzeugnisse“ sind noch immer nur einem relativ kleinen Kreis bekannt. Es wird noch zwanzig, dreißig Jahre dauern, bis Elsschot tatsächlich als unser größter Schriftsteller seit Multatuli allgemein erkannt sein wird. Ich denke nicht, dass bisher auch nur *ein* Professor für niederländische Literatur ein Seminar über Elsschot gegeben hat. Auch ist kaum etwas über ihn geschrieben worden. Die Veröffentlichungen über ihn sind äußerst dünn und voller Texte von Flamen, die schreiben, dass man in seinen Büchern viel „geistreichen Humor“ antrifft, und von Holländern, die uns versichern, dass sich hinter Elsschots zynischem Stil große Empfindsamkeit verbirgt.

Es gibt eine romantische Auffassung, wonach Künstler zu Lebzeiten „verkannt“ und erst nach ihrem Tode berühmt werden. Beethoven war taub, Rembrandt musste sein Haus und seine Kunstsammlung verkaufen, Multatuli schrieb in einer kalten Dachkammer in Brüssel, während seine Frau und die Kinder Not litten, van Gogh schnitt sich sein Ohr ab und Mozart wurde in einem Armengrab beigesetzt. Historiker haben festgestellt, dass das alles nicht so dramatisch gewesen ist. Beethovens Taubheit resultierte nicht daraus, dass die Menschen nicht seiner Musik lauschen wollten, Rembrandt war zu Lebzeiten ein sehr bekannter Maler, Multatuli wurde unmittelbar nachdem er sein Buch in der Dachkammer geschrieben hatte, berühmt, und seine Armut hatte ganz andere Ursachen: Er besaß die Angewohnheit, sein eigenes Geld und das anderer Leute mit vollen Händen aus dem Fenster zu werfen. Van Gogh schnitt sich das Ohr ab, weil er nicht ganz richtig im Kopf war; sein Bruder Theo hatte sehr wohl Interesse an seinem Werk. Mozart wurde standesgemäß begraben und war sein Leben lang

44 *De miskening van Elsschot*, in: VAN HET REVE, K., *Een dag uit het leven van de reuzenkoeskoes*. Amsterdam 1979, S. 97–102.

ein bekannter Komponist. Es ist richtig, dass Autoren, Maler und Komponisten oberhalb eines bestimmten Niveaus in ihrer Popularität gelegentlich Modefiguren und -strömungen unterlegen sind, die später vergessen werden und nur in Schulbüchern fortleben. Aber es scheint wirklich schwer zu sein, beispielsweise einen bedeutenden Schriftsteller zu finden, der zu Lebzeiten nichts veröffentlicht hat.

Im Sinne von überhaupt nicht gedruckt und gelesen werden, ist Elsschot denn auch niemals „verkannt“ worden. Aber sein Erfolg blieb dutzende Jahre verhalten. Unter den Literaten würdigten ihn Greshoff und bis zu einem gewissen Grad Menno ter Braak – der jedoch wahrscheinlich van Schendel und Vestdijk über Elsschot stellte und sich insgeheim wunderte, dass jemand, der noch nie von Nietzsche oder Freud gehört hat, dennoch so nett schreiben konnte, und die Sünde auf sich geladen hatte, ein bestimmtes Gedicht von Elsschot als „facile“ zu bezeichnen – so wie romantische Beethoven-Anhänger aus dem neunzehnten Jahrhundert Mozart als *seicht* empfunden hätten. Des Weiteren wäre da noch Carmiggelt. Und einige tausend Leser. Als ich das Gymnasium besuchte, lasen die Lehrer zwar aus Elsschots Büchern vor, aber wenn ich mich richtig erinnere, waren es keine Niederländischlehrer. Wenn Elsschot ein Buch schrieb, fand er auch einen Verleger. Ab und zu wurde eines seiner Bücher neu aufgelegt. Und seine „Gesammelten Werke“ wurden ein mäßiger Erfolg. Und selbst heute, wenn man in einer gebildeten Gesellschaft auf einmal „Unstout, un!“ ruft, erkennen nur ein oder zwei Menschen diesen Ausruf, in einer Gesellschaft von Niederlandisten keiner.

Wie kommt es nun, dass der beste niederländische Schriftsteller des zwanzigsten Jahrhunderts seine Werke in dessen erster Hälfte publizierte, aber erst im letzten Viertel des Jahrhunderts wirklich gelesen wird? Vielleicht muss eine bestimmte Ware erst in einem gewissen Umfang konsumiert worden sein, damit ein Muster von guter Qualität reißenden Absatz findet. In einem Land ohne Zahnärzte besteht auch kein Bedarf an Zahnärzten. Als Puschkin in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts begann, Prosa zu veröffentlichen, hatte er keinerlei Erfolg: Er verkaufte gerade mal ein paar hundert Exemplare. Als hingegen Turgenjew in den vierziger Jahren desselben Jahrhunderts Erzählungen veröffentlichte, war er sofort sehr populär. Wie kam das? In beiden Jahrzehnten wird es bestimmt Interesse an Prosa gegeben haben. Aber zur Zeit Puschkins fehlte das Angebot, dem man Puschkin hätte zuordnen können. Die damals gern gelesene Prosa (Marlinski) unterschied sich so sehr von der Puschkins, dass nur wenige Leser begriffen, dass sie mit ihm eigentlich viel besser bedient waren als mit Marlinski. Turgenjew hingegen musste mit Schriftstel-

lern konkurrieren, die zwar auch schlechter waren als er, deren Werk aber nicht so weit von seinem entfernt lag.

Vielleicht ist es Elsschot auch so ergangen. Es gab zu seiner Zeit (sagen wir 1910 bis 1950) zwar Schriftsteller, die Prosa verfassten, aber das schnörkellose Schreiben war nicht in Mode. Man schrieb „schöne“ Prosa mit durch einen Gedankenstrich verbundenen Adjektiven („das höchlich-glänzende, gemütlich-geheimnisvolle, zuckend-taumelige Aufflackern des Teelichtleins vor dem dunkel-geheimnisvollen Hintergrund einer rosé-ozelotfarbenen gestreiften Tapete schuf einen innigen Kontrast zu Jans verzweifelt-unwirschem Drücken auf dem sommerlich-stickigen, stinkenden Klosett“). Oder man schrieb, fast noch schlimmer, psychologische Prosa, wobei Schriftsteller, Kritiker und Leser wie der Teufel darauf aus sind, die Handlung der Personen im Buch in Übereinstimmung mit ihrem Charakter zu bringen. Dieser muss wiederum mit dem Milieu der Jugend oder dem Kindheitstrauma der Person übereinstimmen, oder mit etwas, das in diesem Moment in Mode ist, wie zum Beispiel „Entfremdung“ oder „die Suche nach Identität“. „Die Hauptfigur in Een gestolen leven (Ein gestohlenes Leben), dem ersten Roman Peter ten Hoopens, ist Anand Kumar, ein indischer Junge mit Identitätsproblemen.“ Eine Rezension, die so beginnt, ist für viele Ansporn, das Buch zu lesen. Und es scheint, als ob viele Bücher mit Blick auf solche Rezensionen geschrieben werden, so wie es, einem Musikkritiker in *Girl, 20* von Kingsley Amis zufolge den Anschein hat, als ob Gustav Mahler beim Komponieren von späteren Konzertprogrammen ausgegangen ist. Elsschot bot nichts, an das sich die Kritiker hätten festhalten können. Man konnte nichts mit ihm anfangen. Seinen Büchern fehlt der schwüle flämische Himmel über schwitzenden, mit Gewissenskonflikten ringenden Bauern eines Stijn Streuvels. Man kann unmöglich behaupten, dass etwas anderes gemeint ist als das, was dort steht. Botschaften- und Symbolsucher erschrecken sich wahrscheinlich schon nach den ersten Seiten zu Tode.

Meine Theorie ist eigentlich diese: Sollten in den Niederlanden in diesen Jahren mittelmäßige, ja schlechte Erzählungen publiziert worden sein, in denen ohne viel Tamtam die Bewohner einer Pariser Pension beschrieben werden, hätten die Leser jener Zeit, an Erzählungen dieser Art gewöhnt, unvermittelt in dem ihnen bekannten Genre etwas sehr Gutes gefunden und vielleicht sogar begeistert aufgenommen. Aber diese Erzählungen waren weit und breit nirgends zu finden, und so machte Villa des Roses, dieses unsterbliche Meisterwerk, einen kahlen und armseligen Eindruck.

Was hat sich in den Niederlanden verändert, dass Elsschot nun plötzlich doch in großem Stil gelesen wird? Vielleicht dies: In den letzten fünfzehn, zwanzig Jahren hat sich in der niederländischen Gesellschaft eine Art demokratische Revolution vollzogen. Manche Menschen glauben dies nicht und starren nur auf die in der Tat zugenommene Engstirnigkeit, Intoleranz und Autoritätsanbetung an Universitäten, Fachhochschulen und Lehrerbildungsstätten. Aber trotzdem herrscht mehr Freiheit als früher. Man hat weniger Angst vor Autoritäten. Ein Student traut sich zuzugeben, dass er *Tim und Struppi* liest. Vor zwanzig Jahren las er nur heimlich *Dick Bos*. Kein gottesfürchtiger Intellektueller hätte es damals gewagt, einem anderen gottesfürchtigen Intellektuellen zum Geburtstag ein Buch zu schenken, das nicht zuvor von den Literaturkritikern H.A. Gomperts oder Kees Fens empfohlen worden war. Es gab kaum einen, der es wagte, solch ein Buch zu schreiben. Heutzutage gibt es Schriftsteller, die hohe Auflagen erzielen und berühmt sind, ohne dass ein Kritiker daran beteiligt war. Niemand erinnert sich, was Kees Fens über Maarten Biesheuvel gesagt hat und ob er überhaupt etwas über ihn gesagt hat. Niemand erinnert sich sozusagen an Kees Fens.

Ein zweiter Umstand, der vielleicht ein wenig Elsschots Erfolg der letzten Jahre erklärt: Es gibt heutzutage so viel lesbare niederländische Prosa, dass man Elsschot als ein sehr gutes Musterexemplar einer Gattung *erkennen* kann, die auch sonst noch vorkommt. In einem Zitateband von Elsschot (Willem Elsschot: *De wijze gaat liefst onopgemerkt voorbij*. Citaten en ongebundelde teksten, Den Haag/Brugge 1975) ist ein Artikel abgedruckt, den Elsschot irgendwann zwischen den beiden Weltkriegen für eine Zeitung geschrieben hat. Es geht um die flämische Frage, und es ist ein großartiger Artikel. Wenn man ihn gelesen hat, fragt man sich, warum Elsschot nach seiner Veröffentlichung nicht sofort der meistgelesene Kolumnist der Niederlande geworden ist. Die Antwort: Es existierte in den Niederlanden nichts, das ihm auch nur annähernd ähnelte. Wenn man zu dieser Zeit die fünf besten Kolumnisten der Niederlande mit dem Auftrag nach Belgien geschickt hätte, etwas über die flämische Frage zu schreiben, dann wären die fünf Artikel nicht nur weit unter Elsschots Niveau geblieben, sondern auch völlig anders geworden, so dass die Jury den Elsschot-Artikel sofort zur Seite gelegt hätte. Würde man *heute* die fünf besten Kolumnisten schicken, hätte Elsschot gute Chancen, den ersten Platz zu belegen.

Übersetzung: Marie-Christine Raddatz

Auf den Spuren Alfons de Ridders⁴⁵

Die Stelle, an der er stand, um auf die Straßenbahn zu warten, als er die „Reiskacker“ in die falsche Richtung laufen sah, lässt sich nach dem Studium des Textes und eines Stadtplans ungefähr feststellen. Es muss der Groenplaats gewesen sein, von dem aus noch immer Straßenbahnen abfahren. Auch die Zakstraat lässt sich finden, und die Kloosterstraat, aber eine Nummer 15 gibt es nicht. Die Polizeiwache ist weg. Wo hat sie gestanden? Dafür müsste man ein Telefonbuch von 1938 haben, denn er hat in einem Interview einmal versichert, dass die Telefonnummer echt war: 370304.

Für die Lemméstraat braucht man kein Straßenverzeichnis, denn die steht auf dem Stadtplan, den man vom Belgischen Fremdenverkehrsbüro bekommt. Es ist auch nicht schlimm, wenn man die Hausnummer nicht kennt, denn die Lemméstraat ist sehr kurz und in die Vorderfront des gesuchten Hauses hat man eine Plakette eingemauert. Es ist eine deprimierende Straße. Das Haus scheint in ein paar Wohnungen aufgeteilt worden zu sein, und es hat eine hässliche neue Haustür bekommen. Auf diesem Bürgersteig hat er kurz vor seinem Tod Carmiggelt⁴⁶ nicht wiedererkannt, der „nur kurz kam, um Guten Tag zu sagen“. Das Haus muss voll gewesen sein mit Antiquitäten, Gemälden und Teppichen. Und im Keller hatte er Wein. Wenn ein Fass aufgemacht wurde, lud er seine Freunde ein und im Keller ging es fröhlich zu. Einer dieser Freunde, ein alter Herr, kletterte dann auf einen Stuhl, um ein Lied zu singen, so wie Polizist Lauwers (Nummer 204) in *Lijmen* (1924; auf Deutsch: *Leimen*, 2006) und wie der alte Pirre (geboren 1854) in *Het tankschip* (1942).

Auch sein Grab kann man finden, wenn man die Todesanzeige kennt. Man kommt mit der Straßenbahn 24 dorthin, die vom Friedhof im Osten der Stadt zu einem anderen Friedhof im Süden fährt. Dieser Friedhof ist sehr groß, aber der Wächter kann, wenn man ihm das Datum gibt, die Stelle nennen, Nummer 48 in Fach N.

[...]

45 Auszüge aus: *In het Voetspoor van Alfons de Ridder*, in: VAN HET REVE, K., *Afscheid van Leiden*. Amsterdam 1984, S. 101–108. Der Schriftsteller Alfons Jozef de Ridder (1882–1960) ist besser bekannt unter dem Pseudonym Willem Elsschot.

46 Simon Carmiggelt (1913–1987): niederländischer Schriftsteller, Kolumnist und Verehrer Willem Elsschots [Anm. d. Übers.].

Den Festsaal „Goldini“, Frankrijklei 58, wo ihm zu Ehren 1952 ein Dinner veranstaltet wurde, gibt es anscheinend nicht mehr. Der Name steht aber noch an der Fassade. Und die Rechnung über dieses Dinner gibt es auch noch. Das Gymnasium, in dem er gelernt hat, *dominus* und *rosa* zu beugen, steht noch in all seiner Pracht dort. Aber die Antwerpener Handelsschool ist weg: ersetzt durch ein neues Gebäude. Die Volksschule ist noch da, ein hübsch-hässliches Gebäude aus den Siebzigern des neunzehnten Jahrhunderts, an dessen Fassade die Namen berühmter Pädagogen stehen, wie Pestalozzi, Rousseau und Fröbel – Autoren, die er wohl nicht gelesen haben wird. Man denke an den wunderbaren Satz in einem Brief an Greshoff: „Wer ist dieser Freud, über den im *Forum*⁴⁷ so viel geschrieben wird?“

Eigentlich findet man ihn an all diesen Adressen nicht. Man findet ihn in Antwerpen selbst. Nicht in einer bestimmten Straße oder einem bestimmten Café, sondern in der Art und Weise, in der man von den Bewohnern der Stadt behandelt wird. Denn Belgien hat etwas Unaffektiertes. Mit solchen Aussprüchen muss man vorsichtig sein, denn es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass ein Volk besser ist als ein anderes. Hochmut, Affektiertheit, das Herabschauen auf andere und das Herabsetzen anderer kommt überall vor. Aber bei Flamen äußert es sich offensichtlich anders als bei uns. Man nehme den Kreis gesellschaftlich erfolgreicher Figuren rund um Herrn van Schoonbeke in *Kaas* (1933; auf Deutsch: *Käse*, 2005). Sie schauen auf Laarmans herab, bei dem sie instinktiv spüren, dass er kein Geld hat und deshalb nicht dazugehört. Doch in holländischen Augen behandeln sie ihn fast wie einen Ebenbürtigen. Niemand ist wirklich unfreundlich zu ihm.

Ein flämischer Kellner tritt einem ebenbürtig entgegen. Er hat eine Art zu fragen, was man haben will, die noch am ehesten an Amerika erinnert. Weder kriecherisch noch herablassend und auch nicht jovial. Man kommt dieser flämischen Unaffektiertheit am nächsten, wenn man sagt, dass Holländer dazu neigen, durch ihr Verhalten zu zeigen, dass sie Leser des gediegenen *NRC-Handelsblad* sind, während es sich bei Flamen eher um Landvolk handelt. Sie würden es vielleicht gern *wollen*, sich so verhalten zu können, als wären sie keines, aber sie wissen nicht, wie sie es anstellen sollen. Und das ist etwas sehr Schönes.

Was das betrifft, könnte man ihn den flämischsten aller flämischen Schriftsteller nennen und sagen, dass er zu seiner Vaterstadt passt. Ansonsten kann man eigentlich nicht sagen, dass sein Werk etwas mit

47 *Forum*: Niederländisch-flämische Literaturzeitschrift, erschienen von 1932 bis 1935 [Anm. d. Übers.].

Antwerpen zu tun hat. Man kann sich jemanden vorstellen, der die flämische Landschaft besucht, um Marschniederungen, Felder und Wälder zu sehen, in denen sich die Werke von Stijn Streuvels, Felix Timmermans oder Ernst Claes abspielen. Aber sein Werk ist „ortslos“. In *Villa des Roses* (1913; auf Deutsch: 1993) bräuchte man fast nichts zu verändern, um es von Paris nach Antwerpen, Rotterdam oder London zu verlegen – bis auf das Trinken von Wein beim Essen und die blauen Zettel aus der Rohrpost. *De verlossing* (1921) kann genauso gut in Spanien, Irland oder jedem anderen Land spielen, in dem es fanatische Priester, gräfliche Ländereien und Sozialisten aus der Stadt gibt. Was ist Antwerpen-typisch an *Een ontgoocheling* (1921) oder *Tsjip* (1934; auf Deutsch: *Tship*, 1936) oder *De leeuwentemmer* (1940)?

[...]

Fast sein ganzes Leben hat er in Antwerpen gewohnt. Er sprach die Sprache. Aber er schrieb Niederländisch, das Niederländisch Multatulis und der *Statenbijbel*,⁴⁸ die Sprache, in der man „mocht je in Antwerpen komen“ und nicht „moest je in Antwerpen komen“⁴⁹ schreibt. Er schrieb gewissermaßen in einer Fremdsprache, sei sie auch nicht so fremd wie die Sprache, in der Conrad und Nabokov schrieben. Er gab sich keine Mühe, die niederländischen Leser im Norden mit flämischen Wörtern, Gerichten oder Landschaften zu beeindrucken. Er benutzte keine Wörter wie „goesting“⁵⁰ oder „hesp“⁵¹.

[...]

Übersetzung: Maria Müller

48 *Statenbijbel*: „Staatenbibel“; offizielle, niederländischsprachige Bibelübersetzung [Anm. d. Übers.].

49 Konditionalkonstruktionen, die in Flandern mit „moest“, in den Niederlanden mit „mocht“ verwendet werden [Anm. d. Übers.].

50 *goesting*: flämischer Ausdruck für „Lust“ [Anm. d. Übers.].

51 *hesp*: flämischer Ausdruck für „Schinken“ [Anm. d. Übers.].

Wie sicher ist Amsterdam?⁵²

Manch einer, der im Inneren Afrikas lebt, möchte vielleicht einmal von einem Eingeborenen Amsterdams wissen, was an der Behauptung wahr ist, dass man in Amsterdam am helllichten Tag von Räubern überfallen werden kann, dass es nachts auf der Straße nicht mit rechten Dingen zugeht und man besser nicht ins Theater oder Kino gehen sollte oder zu einer Geburtstagsfeier, denn bei der Rückkehr findet man sein Haus leergeräumt vor. Nun denn, ich bin ein Eingeborener Amsterdams und kann Ihnen das alles genau erklären, fragen Sie nur. Also, Sie wollen wissen, ob es stimmt, dass man in Amsterdam, wenn man auf die Straße geht, von Räubern ausgenommen wird. Tja, die Frage ist nicht so einfach zu beantworten. Ich zum Beispiel bin in den achtundfünfzig Jahren, die ich in Amsterdam lebe, noch nie auf der Straße ausgeraubt worden, aber neulich sprach ich mit einem bekannten niederländischen Journalisten namens Ischa Meijer, und der erzählte mir, dass ihm vor kurzem zwei kräftig gebaute Diebe seine Brieftasche geraubt hätten, während er sein teures Appartement an einer unserer Grachten verließ. Auch meiner Frau wurde vor einiger Zeit auf dem Weg zum Hauptbahnhof in der Straßenbahnlinie 4 das Portemonnaie gestohlen, so dass sie sich keine Karte für den Zug kaufen konnte und einen unbekanntem Herrn um fünfundzwanzig Cent bitten musste, um mich anzurufen, mit der Bitte, ihr einen frischen Geldvorrat zu bringen. Sollten Sie jemals aus dem Inneren Afrikas nach Amsterdam kommen, würde ich Ihnen in der Tat empfehlen, in der Linie 4 vorsichtig zu sein. Einer russischen Freundin von uns wurde in derselben Linie 4 ihre Handtasche geraubt. Sie bat den Dieb noch, ihr die Tasche zurückzugeben, aber das hat er nicht getan. Vielleicht hatte er sie nicht verstanden.

Auch was die Einbrecher betrifft, kann ich Ihnen das eine oder andere erzählen, denn bei uns im Haus wird ungefähr einmal pro Jahr eingebrochen. Diese Woche haben wir, glaube ich, unseren fünften Einbruch gehabt. Es gibt zwei Arten von Einbrüchen: Während man zu Hause ist und während man nicht zu Hause ist. Wir saßen zum Beispiel im Wohnzimmer und meine Frau sagte: „Da oben läuft jemand herum, kannst Du nicht mal nachsehen?“ „Unsinn“, sagte ich, „alles nur Einbildung.“ Aber kurz darauf hörte ich selbst auch Schritte. Ich ging nach oben und sah gerade noch, wie der Einbrecher durchs Fens-

52 *Hoe veilig is Amsterdam?*, in: VAN HET REVE, K., *Luisteraars*, Amsterdam 1995, S. 23–25.

ter nach draußen verschwand. Ein anderes Mal lagen wir im Bett, während sich jemand an unserer Schlafzimmertür zu schaffen machte. „Jemand macht sich an unserer Schlafzimmertür zu schaffen“, sagte meine Frau. „Sieh mal nach.“ Auch dieses Mal wollte ich ihr nicht glauben. Doch dann hörte ich es auch. Ich suchte meine Brille, schaltete das Licht ein, stand auf und riss die Schlafzimmertür auf, um den Einbrecher auf frischer Tat zu ertappen. Aber er war schon weg: Ich hörte seine Schritte unten im Flur und dann das Zuschlagen der Haustür. Wir waren am Abend zuvor gerade von einer Auslandsreise zurückgekommen und in meinem Jackett, das außen an unserer Schlafzimmertür am Haken hing, steckten mein Ausweis, meine Scheckkarte und meine Schecks. Der Dieb hatte alles mitgenommen, und zwei Tage später erhielt ich den Abbuchungsbeleg: Der Dieb hatte zwanzig Schecks zu zweihundert Gulden eingelöst.

Doch das Ärgerlichste sind die Einbrüche, bei denen man nicht zu Hause ist: Man kommt abends nach Hause, und die gesamte Wohnung ist auf den Kopf gestellt worden. Das Durcheinander ist unvorstellbar, und man wird unglaublich wütend. Man würde den Einbrecher am liebsten eigenhändig erwürgen, aber das geht nicht, da er längst über alle Berge ist. Die Polizei hat Mitleid, nimmt ein paar Fingerabdrücke, schreibt die Anzeige, doch der Dieb bleibt auf freiem Fuß und kommt ein halbes Jahr später zurück, um wieder das ganze Haus auf den Kopf zu stellen. Vor ein paar Tagen kamen wir nach Hause, und ein Küchenfenster, das noch nie geöffnet worden ist, stand weit offen. Großes Durcheinander in der Küche, und das Radio war weg. Doch so böse wie beim ersten Mal war ich diesmal nicht. Man gewöhnt sich an diese Dinge, so wie Sie an die geheimnisvollen Geräusche der Tropennacht gewöhnt sind.

26. Juni 1980

Übersetzung: Simone Schmid

Gibt es einen niederländischen Volkscharakter?⁵³

Gibt es so etwas wie einen niederländischen Volkscharakter? Früher wurde viel darüber geschrieben. Niederländer, las man dann, sind sparsam, rational, sachlich, zuverlässig, ein bisschen spießig, vernünftig, verträglich und vor allem individualistisch. Wenn sich eine ausländische Reisegruppe in Moskau aufhält und der Reiseleiter mitteilt, dass an diesem Morgen ein Ausflug zum Kreml stattfindet, gehen, wenn es eine deutsche Gruppe ist, alle Teilnehmer mit zum Kreml, aber wenn es sich um eine niederländische Reisegruppe handelt, geht nur die Hälfte mit. Die anderen gehen allesamt irgendwo anders hin. Lästig für den Reiseleiter.

Russen haben, wie man noch immer liest, wiederum einen ganz anderen Volkscharakter. Sie sind sehr gläubig, neigen zu schweren Verbrechen und zu tiefer Reue, sie sind zu großer Faulheit und zu fieberartiger Aktivität imstande, sie trinken, sie schlagen ihre Frauen, und sie sind begabt im Erlernen von Fremdsprachen. Sie wissen nicht, was Freiheit ist und lassen sich schon seit Jahrhunderten von Tyrannen drangsaliieren.

Was ist an diesen Behauptungen wahr? Sind die Holländer wirklich so nüchtern und die Russen wirklich so dem Alkohol verfallen, ausgelassen und religiös? Wenn man in den exakten Wissenschaften, zum Beispiel in der Physik, wissen möchte, ob eine Behauptung wahr ist, führt man ein Experiment durch. Als Archimedes seinerzeit behauptete, dass ein unter Wasser getauchter Körper ebenso viel Gewicht verliert wie das Gewicht des durch den Körper verdrängten Wassers, hielten Physiker auf der ganzen Welt Körper unter Wasser, um zu überprüfen, ob das, was Archimedes behauptete, auch wirklich stimmte. Aber wie muss ein Experiment aussehen, an dem sich überprüfen lässt, ob die Niederländer wirklich nüchterner und zuverlässiger sind als Russen, Amerikaner oder Australier?

Neulich hörte ich etwas, das im weitesten Sinne ein wenig einem physikalischen Experiment ähnelt. Das war so. Es saßen ein paar Niederländer zusammen, die alle in der letzten Zeit Russen zu Besuch gehabt hatten. Sie tauschten ihre Erfahrungen aus, und einer dieser Niederländer, eine Frau, erzählte, dass sie, wenn sie Russen zu Besuch hätte, ihnen gleich am ersten Tag eine Reihe weiser Ratschläge erteilte. Wenn man in den Niederlanden ist, sage sie den Russen, und ver-

53 *Bestaat er een Nederlands volkskarakter?*, in: VAN HET REVE, K., *Luis-teraaars*, Amsterdam 1995, S. 263–264.

einbart, dass man um fünf Uhr einen Niederländer an einem bestimmten Ort treffen wird, sollte man auch um fünf Uhr, oder jedenfalls nicht später als zehn nach fünf am vereinbarten Ort sein, und nicht erst um sechs oder sieben Uhr. Wenn man bei jemandem wohnt und in die Stadt geht und man wird gefragt, ob sie einen zum Essen einplanen sollen oder nicht, muss man eine klare Antwort geben, und wenn in diesem Haus um sechs Uhr gegessen wird und man gesagt hat, dass man mitessen möchte, sollte man auch um sechs Uhr da sein, am liebsten noch eine halbe Stunde früher. Doch man sollte nicht um acht Uhr kommen und erzählen, dass man schon bei jemand anderem gegessen hat. Und man sollte auch nicht um acht Uhr erscheinen und dann noch Essen haben wollen. Ist man bei jemandem zu Besuch, gibt es nur zwei Dinge, die man fragen darf. Man darf fragen, ob man eben die Toilette benutzen darf, und man darf um ein Glas Wasser bitten. Aber man sollte nicht plötzlich sagen: Jetzt würde ich gern ein Bierchen trinken. Wenn der Gastgeber oder die Gastgeberin morgens fragt, ob man ein Ei zum Frühstück haben möchte, sollte man nicht antworten: Gerne, aber eigentlich hätte ich lieber zwei. Das steht im Widerspruch zum niederländischen Volkscharakter.

21. März 1989

Übersetzung: Simone Schmid

Millionen-Studien⁵⁴

„Nicht für eine Million“, sagte Maartje, die sich in militärischer Gesellschaft offensichtlich nicht so wohl fühlte. Ihre Antwort freute uns, und um ihr noch mehr solcher Aussagen zu entlocken, drängte ich weiter.

„Na komm, Maartje“, sagte ich. „Eine Million ist eine Menge Geld. Überleg mal, wie viele arme Kinder man damit glücklich machen könnte. Für eine Million würdest du es vielleicht doch machen. Es gibt auch nette Typen unter den Unteroffizieren.“

„Nein, wirklich nicht“, sagte Maartje.

Unser Gastgeber schenkte inzwischen Kaffee ein, wieder bot er Maartje die Steintasse an, und erneut tauschten sie lächelnd ein paar Zitate aus, von denen ich wieder nur etwas von *matériaux du camping* verstand.

„Ein herrliches Tässchen“, sagte unser Gastgeber. „Schade, dass wir Abschied nehmen müssen. Wir reisen morgen ab und kommen vielleicht nie wieder zurück, du kannst es also ruhig sagen.“

Er schwieg kurz, setzte seine Tasse vorsichtig ab, verschränkte die Arme vor der Brust, während er noch immer kniete, doch jetzt mit dem Gesäß auf den Füßen, und fuhr fort:

„Würdest du einen von uns nehmen, wenn er eine Million hätte?“

„Bei euch ist das etwas anderes“, sagte Maartje und lachte freundlich, als wolle sie zu verstehen geben, dass sie das alles nur scherzhaft meinte. „Bei euch ist das etwas anderes. Wenn ihr eine Million mitbringt, wäre ich geneigt, mich für einen von euch zu entscheiden. Aber das kommt jetzt etwas plötzlich. Bist du dir sicher, dass dein Freund deine Gefühle teilt?“

[*Nachdem die beiden mit Maartje vereinbart haben, sich in einem Jahr an derselben Stelle – aber mit einer Million im Gepäck – wieder zu treffen, verabschiedet sich Maartje. Joop fährt Bram mit dem Auto nach Hause.*]

54 Auszüge aus VAN HET REVE, K., *Nacht op de kale berg*, Amsterdam 1961, S. 51–52 und S. 55–61. Zum Hintergrund: Bram und Joop, zwei junge Männer, haben sich auf einem Campingplatz kennengelernt und sitzen abends zusammen in Joops Zelt. Als Maartje, eine junge Frau, vorbeikommt, wird sie von den beiden Männern zu sich ins Zelt eingeladen. Sie trinken und scherzen über alle möglichen Dinge, als Joop ihr unterstellt, mit einem der Unteroffiziere, bei denen sie wohnt, eine Affäre anfangen zu wollen.

„Wie denkst du an die Million zu kommen?“, fragte ich, um den Abend nicht allzu ernst enden zu lassen.

„Das ist in gewissem Sinne eine Kleinigkeit“, antwortete er, in Gedanken versunken.

Ich stieg nicht aus, sondern blieb neben ihm sitzen und gab ihm damit zu verstehen, dass ich, wenn es ihm nichts ausmachte, schon gerne hören würde, wie er das Beschaffen einer Million „in gewissem Sinne eine Kleinigkeit“ nennen konnte.

„Das ist in gewissem Sinne eine Kleinigkeit“, wiederholte er.

„Wieso?“, fragte ich dann doch.

„Von allen Dingen, die der Mensch anstrebt“, erklärte er, „ist Reichtum am einfachsten zu erreichen. Macht, Ruhm, Glück, Weisheit, Zufriedenheit, Gelehrtheit sind viel schwerer zu erlangen.“

„Es gibt doch genug Leute, die kein Geld haben und sich kaputt arbeiten, um welches zu bekommen“, sagte ich.

„Das ist etwas anderes“, entgegnete er. „Das sind Leute, die eigentlich etwas anderem hinterher jagen. Sie wollen leben, Frau und Kinder unterhalten, ein Auto fahren, den Hunger fernhalten oder loswerden. Das ist das Ziel, das sie anstreben. Geld ist für sie nur ein Mittel, dieses Ziel zu erreichen, nicht aber die Hauptsache. Doch jemand, der sich als Lebensziel ausschließlich den Erwerb großen Reichtums stellt und dem alles andere unterordnet, wird sein Ziel auch erreichen. Aber darauf muss man es dann auch anlegen, es geht nicht von selbst.“

„Die erste Million ist am schwierigsten, sagt man“, bemerkte ich. „Und vergiss nicht, dass wir es innerhalb eines Jahres schaffen müssen.“

„Du legst in der Tat den Finger in die Wunde“, antwortete er. „Die Frist ist das Schwierigste. Aber man kann in solchen Fällen nicht mit geschäftlichen Fristen wie sechzehn Monaten oder zwei Jahren ankommen.“

„Nein“, sagte ich. „Es muss eine Frist sein, die gut klingt und auch aus der der Literatur oder den Landesbräuchen bekannt ist: ein Jahr, zehn Jahre, zwanzig Jahre.“

„Drei Jahre – das wäre gegangen“, sagte mein Gefährte. „Aber das ist zu lange. Verdammt, wenn es in einem Jahr nicht gelingt, gelingt es in dreien auch nicht.“

„Aber wie stellst du dir das eigentlich vor?“, fragte ich. „Selbst der gerissenste Geschäftsmann verdient nicht einfach so eine Million. Und auch wenn es so wäre, bräuchte man doch ein gewisses Startkapital, und davon nicht gerade wenig. Mit den paar tausend Gulden, die man von Freunden und Verwandten zusammenkratzt, lässt sich nichts anfangen. Sagen wir mal, man kauft für fünfzehntausend Gulden einen Gemüseladen oder eine Lizenz, um Milch auszuliefern. Nach einem

Jahr harter Arbeit verkauft man es für das Doppelte. Dann hast du, nachdem du die Schulden zurückgezahlt hast, fünfzehntausend Gulden.“

„Es gibt noch mehr Möglichkeiten, an Geld zu kommen, als eine Milchlizenz“, sagte er.

„Nun gut, man steigt ins Trödelgeschäft oder den Gebrauchtwagenhandel ein. Von mir aus auch Spekulationen an der Börse. Aber der Gewinn steht im Verhältnis zum Startkapital und zu der Zeit, die man braucht, um es zu verdienen. Man kann mit Spekulationen an einem Tag natürlich Millionen erwirtschaften, aber dann muss man, scheint mir, einen dementsprechenden eventuellen Verlust decken können, sonst reicht einem kein Makler auch nur den kleinen Finger. Außerdem muss man sich mit solchen Dingen auskennen.“

„Ich kenne mich mit solchen Dingen nicht aus“, sagte er. „Der Handel zieht mich nicht an.“

„Dann bleibt nicht viel übrig“, sagte ich. „Etwas produzieren, das eine Million abwirft? Das wird nicht einfach. Wenn du von heute an bis zum nächsten Jahr ein Filmszenarium oder ein Buch schreiben willst, um es zu diesem Preis zu verscherbeln, solltest du dich beeilen.“

„In der Tat“, sagte er. „Ich kann gut mit dem Stift umgehen. Gelegentlich fallen mir schon mal Dinge ein, und dann weiß ich daraus auch etwas zu machen. Aber die Brotschreiberei ist eine Karriere, die eine gewisse Anlaufzeit braucht.“

„Außerdem ist es ein Risiko“, sagte ich. „Stell dir vor, du schreibst nächsten Monat ein Theaterstück und es wird in London sofort angenommen. Sie nehmen es zum 1. Dezember ins Programm auf, und die Leute rennen ihnen die Türen ein. New York und Paris folgen. Das kann einem innerhalb eines Jahres eine Million einbringen, und sei es nur an Filmrechten. Aber wer garantiert dir, dass sie dein Stück nehmen? Und wenn sie es nehmen, dass es ein Erfolg wird? Geht es schief, hast du schnell ein halbes Jahr verloren.“

„Sicher“, sagte er. „Daran habe ich gedacht. Fürs Schreiben ist die Zeit zu kurz.“

„Etwas erfinden, das dir innerhalb eines Jahres eine Million einbringt, ist ebenfalls nicht so leicht. Und auch da besteht das Risiko, dass es sein Geld, oder zumindest so viel Geld nicht einbringt, selbst wenn es die Erfindung des Jahres ist.“

„Darüber habe ich nachgedacht und deshalb auch beschlossen, nichts zu erfinden“, sagte er, ungerührt wie ein Indianer, der am Lagerfeuer verhandelt.

„Außerdem, was soll das überhaupt für eine Erfindung sein? So schnell erfindet man nichts.“

„Auch darüber habe ich nachgedacht“, sagte er.

Allmählich begann ich von unserer etwas sinnlosen Diskussion genug zu bekommen.

„Du wirst es stehlen müssen“, sagte ich. „Jede Woche läuft ein Kerl mit einem Koffer von der Bank zum Rathaus, über diese Brücke, du weißt schon. Da sind die Gehälter der Beamten drin. Wenn du diesen Kerl ausraubst, bist du dabei. Oder ein guter Einbruch. Diese Dinge sind noch nie wissenschaftlich untersucht worden. Es muss möglich sein, sehr große Beträge zu stehlen. Du bist Journalist. Du machst eine Reportage über Banküberfälle und lässt dir von den Bankleuten, den Fabrikanten der Alarmanlagen und Safes, der Polizei, den Versicherungen und den Einbrechern alles darüber erzählen. Du trennst das hohle Geschwätz von den nackten Tatsachen, planst die Sache gut und schlägst zu.“

„Das ist in der Tat eine Möglichkeit“, sagte er, wie mir schien, etwas freundlicher. „Ein guter Diebstahl oder Einbruch bringt manchmal außerordentlich viel Geld ein. Aber es ist riskant. Du weißt nicht, wohin mit dem Geld. Außerdem geht es mir gegen den Strich. Stell dir vor, es passiert etwas. Oder du wirst geschnappt. Dann ist nicht nur die Million weg, sondern du bist auch noch deinen guten Namen los.“

„Und man steckt dich ins Gefängnis“, ergänzte ich.

Hierauf antwortete er gar nicht. Verglichen mit dem Verlust seines guten Namens war das Gefängnis offenbar das geringere Übel.

„Ein großangelegter Betrug kann manchmal auch reiche Ernte tragen“, sagte ich. „Wenn du dich anstrengst, kannst du innerhalb von einem, sagen wir: zwei Monaten ein Diplom zum Wirtschaftsprüfer bekommen, und dann fälschst du die Bilanzen. Denk an die Prokuristen und Bankdirektoren, die auf diese Weise Millionen veruntreut haben.“

„Es geht mir gegen den Strich“, sagte mein Gefährte niedergeschlagen. „Unrecht Gut tut selten gut. Wenn man es sich doch nur in einem offenen, ehrlichen Kampf erobern könnte.“

„Piraterie oder etwas in der Art“, sagte ich. „Da ist was zu holen. Oder – aber das müsste auf abgelegenen Straßen in Frankreich bestimmt noch möglich sein – du hältst die Autos reicher Leute an und raubst sie aus. Den Schmuck reißt du den Frauen notfalls aus den Ohren, armen Schluckern steckst du noch etwas zu. Dein Hauptquartier ist ein einfacher Campingplatz, wo dich niemand verdächtigt – oder noch besser: Du reist von einem Platz zum anderen. Du nimmst ein ordentliches Zelt und viel Gepäck mit, damit sie dich für einen echten Spießer halten. Du gehst oft angeln und unterdessen raubst du drauf los.“

„Das ist eine Idee“, sagte er. „Aber es dauert zu lange. Außerdem bräuchte man eine ganze Organisation, um herauszufinden, wann ein echter Geldsack, der dann auch noch einen ordentlichen Teil seines Vermögens bei sich hat, vorbeikommt. Normale Urlauber auszurauben, finde ich unanständig.“

„Dann weiß ich es auch nicht.“, sagte ich, „Denk noch mal darüber nach.“

Ich wollte gerade das Auto verlassen, als er sagte: „Jemand hat mal gesagt, dass die einzig sichere Methode, an Geld zu kommen, darin besteht, fortwährend und dringend darum zu bitten.“

„Ja, ja“, sagte ich. „So wie der Kerl, der eine Anzeige aufgegeben hat: ‚Nur noch eine Woche Zeit, dem und dem einen Dollar zu überweisen‘, wodurch viele dazu gebracht wurden, den Dollar zu überweisen. Sie glaubten, dass es so sein müsste und merkten nicht, dass sie gar nicht wussten, wofür das Geld eigentlich bestimmt war. Aber das weiß man ja bei vielen anderen Dingen auch nicht.“

„Es gibt immer einen gewissen Prozentsatz Leute, der auf eine Anzeige oder ein Flugblatt reagiert“, sagte er nachdenklich.

„Aber du müsstest schon einen sehr spannenden Text schreiben, wenn du willst, dass dir eine Million Familienväter einen Gulden schicken“, erwiderte ich.

„Diese Pseudo-Preisausschreiben sind gerade verboten worden“, bemerkte er. „Trotzdem wird das die Richtung sein, in die wir gehen müssen. Etwas verkaufen geht nicht, weil uns die Zeit fehlt, etwas herzustellen, von dem sicher ist, dass es eine Million einbringt. Handel und Industrie liegen uns nicht so und brauchen auch mehr als ein Jahr. Stehlen, rauben, einbrechen und betrügen gehen uns gegen den Strich. Wir müssen es so einrichten, dass uns eine Anzahl von Leuten oder zur Not auch ein Einzelner diese Million sozusagen anbietet, auf unsere Bitte hin.“

„Das sehe ich noch nicht“, sagte ich.

„Wir haben ein Jahr Zeit.“, sagte er. „Meine Reise nach Frankreich muss verschoben werden. Ich werde dich morgen früh abholen, dann fahren wir nach Amsterdam, klügeln einen Plan aus und verteilen die Arbeit. Uns wird das Äußerste abverlangt werden, aber mit Gottes Hilfe werden wir es schaffen.“

Bis jetzt hatte ich ihm nach dem Mund geredet und mich sogar ein bisschen von seinen Phantasien mitreißen lassen. Aber als seine Ideen die Form einer seriösen Vereinbarung annahmen, wurde es mir zu viel. Ich wollte es allerdings nicht gleich ablehnen, weil ich die Möglichkeit in Betracht zog, dass er scherzte und mich hereinlegen wollte. Andererseits wollte ich nicht „ja“ sagen und Gefahr laufen, dass er

morgen vor der Tür stand. Allein schon wegen seines Fahrstils hatte ich wenig Lust auf eine Autofahrt Dinant – Amsterdam.

Übersetzung: Kerstin Kamp

Wird die niederländische Sprache untergehen?⁵⁵

Nur bei wenigen Themen schlagen die Wellen so schnell so hoch wie bei Auseinandersetzungen über Sprache. Bei einer Debatte über die Gefahren, die unsere Sprache, das Niederländische, bedrohen, und über die Frage, was eigentlich gutes Niederländisch ist, können sich die Gemüter sehr schnell erhitzen. Das ist verständlich, denn, anders als bei so manch anderen Streitigkeiten, gewinnt bei jenen über Sprache gewissermaßen der, der am lautesten schreit. Auf lange Sicht ist es jedenfalls die Sprachgemeinschaft, die bestimmt, was Niederländisch ist und was es nicht ist. Wir berufen uns auf unser Standardwörterbuch, den Van Dale, doch Van Dale ist wiederum auch von uns abhängig.

Die Streitparteien scheinen das auch einzusehen. Sie begreifen, dass das Schicksal ihrer Sprache in gewisser Hinsicht vom Eifer abhängt, mit dem sie sich in den Kampf stürzen. Jeder, der Niederländisch spricht oder schreibt, kann unserer Sprache einen kleinen Schubs in eine bestimmte Richtung geben. Beim Satz des Pythagoras oder der Schlacht von Nieuwpoort ist das in sehr viel geringerem Maße der Fall. Die meisten Menschen haben auf diese mathematische Gleichung oder diese Jahreszahl nicht den geringsten Einfluss und können deshalb kaltblütig darüber reden.

Würde ich jemanden treffen, der die Meinung vertritt, dass die Erde flach ist und von einer Anzahl Schildkröten getragen wird – ich denke hier beispielsweise an die englische Dame, die auf die Frage, worauf diese Schildkröten dann stehen würden, die berühmte Antwort gab: „It’s turtles all the way down!“ –, dann würde ich höflich und nett die Debatte mit ihr aufnehmen. Aber treffe ich jemanden, der, entsprechend der heutigen Mode, *Inzest* statt des korrekten *Inzest* sagt, dann werde ich böse.

Sollte ich aufgefordert werden, meine Verärgerung zu rechtfertigen, würde ich antworten, dass die Menschen, die *Inzest* sagen, gerade dabei sind, mir meine Sprache zu nehmen. Sie verstimmen das Instrument, auf dem ich spiele. Sie verbauen das Material, mit dem ich arbeite. Sie machen mir das Sprechen und Schreiben unmöglich. Ich würde, wenn man mich dazu drängte, vielleicht noch andere Argumente anführen. Wollen niederländische Texte zugänglich bleiben, darf sich die Bedeutung des Wortes „Affe“, wenn es in so einem Text

55 *Gaat het Nederlands teloor?*, In: VAN HET REVE, K., *De ondergang van het morgenland*, Amsterdam 1990, S. 64–74.

vorkommt, nicht alle vierzehn Tage ändern. Dass wir *Gullivers Reisen* und *Candide* lesen können, als wären sie gestern erst geschrieben worden, kommt, abgesehen vom Talent der Autoren, auch daher, dass der Sprachkonservatismus der englischen und französischen Intelligenzija dafür gesorgt hat, dass diese Sprachen in den letzten Jahrhunderten ungefähr gleich geblieben sind. Will ich mir die Möglichkeit erhalten, mich mit meinen Enkeln unterhalten zu können, oder die Chance bekommen, dass etwas von dem, was ich geschrieben habe, auch in hundert Jahren noch einmal von einem interessierten Landsmann aus der Bibliothek geholt wird, muss meine Sprache für die Nachwelt verständlich bleiben.

Gänzlich überzeugend sind diese Argumente nicht. Wäre ich der Autor eines Gedichts wie „Was ist schlimmer als die Pest, / Wenn nicht der Inzest“, dann würden spätere Leser, die es gewöhnt sind, *Inzest* zu sagen, den Eindruck gewinnen, dass meine Gedichte nicht gut skandieren. Dabei wäre dieses Missverständnis mit einer einzigen Fußnote beseitigt, so wie der moderne Leser des niederländischen Dichters Vondel darauf hingewiesen wird, dass die Worte „wit und „mag“ in *De felle dood die nu geen wit mag zien* zu Zeiten Vondels auch mit „Der grausame Tod, der nun keine Freude mehr bemächtigt“ übersetzt werden konnten, wohingegen der heutige Leser davon ausgehen würde, dass es „Der grausame Tod, der nun kein Weiß mehr sehen darf“ bedeutet. Missverständnisse zwischen Großeltern und Enkeln liegen manchmal in der Natur der Dinge und beleben die Konversation.

Eine bessere Erklärung für meine Wut auf alle, die so unendlich dumm sind und *Inzest* sagen, scheint mir die folgende: Jede Gemeinschaft wird oder scheint von einem System recht willkürlicher Rituale zusammengehalten zu werden. Ein Angriff auf das System lässt das Kollektiv zerfallen – oder wird zumindest von manchen Mitgliedern des Kollektivs als Bedrohung empfunden. Eines der Rituale ist die Sprache. Aus dem Kollektiv der Sprachbenutzer wächst der Widerstand gegen die Veränderung der Sprache.

Bei diesem Widerstand spielt noch immer die romantische Auffassung eine Rolle, dass Sprache, Territorium, Literatur, staatliche Ordnung, Geschichte und Volkscharakter – dazu vielleicht noch das Haus von Oranien und der Kampf gegen das Wasser – zusammen eine Einheit bilden, die gegen ausländische Anschläge verteidigt werden muss. Es gibt mehr Leute als man denkt, die bis auf den heutigen Tag glauben, dass insbesondere Sprache und Volkscharakter untrennbar miteinander verbunden sind, dass sich die Art eines Volkes in der Sprache manifestiert. Wie das genau funktionieren soll, ist mir nie richtig klar geworden: Dass wir *poep* sagen, hängt offensichtlich mit unserem

Volkscharakter zusammen. Der deutsche, französische und englische Volkscharakter zeigt sich nur allzu deutlich in Wörtern wie *Scheiße*, *merde* und *shit*. Auch nimmt man an, dass der eigene Volkscharakter im Allgemeinen wohlwollend beurteilt werden muss und es eine gute Sache ist, wenn er erhalten bleibt.

Der Widerstand gegen Veränderungen in der Sprache erstreckt sich sogar bis hin zu Dingen, die kaum etwas mit Sprache zu tun haben, wie zum Beispiel die Rechtschreibung. Man denke nur an den enormen Widerstand, auf den Menschen stoßen, die etwas an der Rechtschreibung ändern wollen, und an die possierlichen Versuche, die unternommen werden, um eine existierende Rechtschreibung zu rechtfertigen. Schopenhauer tobte, als er „Hilfe“ statt des für ihm zufolge korrekten „Hülfe“ stehen sah. Seiner Meinung nach war es schändlich, unter dem Einfluss des Substantivs „Italien“ „italienisch“ zu schreiben, anstatt des korrekten, von „Italia“ abgeleiteten, „italiänisch“.

In der Schule wurde mir nicht beigebracht, dass die vorgeschriebene Rechtschreibung richtig war, weil sie nun einmal so beschlossen worden war. Nein, von meinen Lehrern wurden Erklärungen herangezogen, die weder vorn noch hinten stimmten und dennoch mit großer Begeisterung präsentiert wurden.

Warum schreiben wir im Deutschen Eis mit *ei*, aber Mais mit *ai*, obwohl es doch der gleiche Laut ist? Auch schreiben wir jetzt *Schiffahrt*, wegen *Schiff* und *Fahrt*. Niemand traute sich zu fragen, warum wir dann nicht zum Beispiel auch *Mittag* schreiben, statt *Mittag*. Wenn es doch jemand wagte, zu fragen, dann bekam er das Totschlagargument zu hören, dass es nun einmal so ist.

Eigentlich sind die meisten Rationalisierungen bestehender Sprachkonstruktionen wenig sinnvoll. Schreibt jemand über „Juden, Kommunisten und andere Freimaurer“, dann ist es falsch, weil solch eine Konstruktion nun mal kein Deutsch ist. Aber nicht, weil sie „unlogisch“ ist. Im Griechischen Homers ist diese Konstruktion korrekt, obwohl sie genauso unlogisch ist wie im Niederländischen oder Deutschen. Wenn ein niederländischer Journalist gegen die Regeln eine doppelte Verneinung benutzt (plötzlich sehe ich Bauer Koekoek⁵⁶ vom Saalmikrofon im Parlament zurückkommen, vor sich hin murmelnd: „Ik krijg nooit geen beurt!“ – „Ich komm nie nicht an die Rei-

56 Hendrik Koekoek, alias „Boer Koekoek“, war ein niederländischer Landwirt und Politiker und saß von 1963 bis 1981 für die rechtsgerichtete „Bauernpartei“ im niederländischen Parlament [Anm. d. Übers.].

he!“), würde er von Heldring⁵⁷ zurechtgewiesen werden, da zwei Verneinungen hintereinander eine Bestätigung ergeben. Aber ganz und gar überzeugt mich das nicht, denn das Argument würde dann auch für das Französische, das Russische und das Afrikaans gelten müssen, in denen man getrost „je n’ai rien vu“, „ja nikogo ne videl“ und – so stelle ich es mir zumindest vor – „ek het niks gesie nie“ sagt und schreibt. Doch manch einer denkt, dass die niederländische Sprache untergehen wird, wenn wir „Ich komm nie nicht an die Reihe!“ und „Inzest“ für gut befinden.

Geht die niederländische Sprache wirklich unter? In gewisser Weise kann diese Frage natürlich mit einem „Ja“ beantwortet werden. Die Gelehrten sind sich jedenfalls einig, dass unser Planet, mit allem, was darauf ist, einst untergehen wird, und dann wird auch das Niederländische untergehen.

Übersetzung: Bettina Anhuth

57 J.L. Heldring, sprachgewandter politischer Journalist und Chefredakteur des *NRC Handelsblad*, einer großen niederländischen Tageszeitung [Anm. d. Übers.].

Der Glaube der Genossen⁵⁸

Das vorliegende Buch entstand aus einer Reihe von Vorträgen an der Reichsuniversität Leiden, gehalten vor Studenten bzw. im Rahmen der *Series lectionum*, die als Vorlesung unter dem Titel *De principiis doctrinae marxianae-leniniana*e angekündigt wurde. Dies ist eine fast wortwörtliche Übersetzung des russischen *Ob osnovach marksizma-leninizma* – „Über die Grundlagen des Marxismus-Leninismus“ –, einer Vorlesung, die auch an russischen Universitäten gehalten wird und von den Studenten als die langweiligste Lehrveranstaltung betrachtet wird, die sie kennen.

Die Lehrsätze dieses Marxismus-Leninismus, die, wie zu hören ist, einem Drittel der Weltbevölkerung, die ein Viertel der Erdoberfläche bewohnt, fast tagtäglich unterrichtet werden, sind außerhalb der kommunistischen Welt nur wenigen bekannt. Leser, die schon einmal in Russland waren, werden sich vielleicht erinnern, dass man dort entlang der Eisenbahnstrecke gelegentlich die in Blumen oder Steine gefasste Parole *Da zdavstvuet marksizm-leninizm!* antrifft – eine Losung, die uns schon gleich etwas über eine der wichtigsten Eigenschaften dieser Weltanschauung lehrt: ihre sehr große Aggressivität. An dieser Losung allein lässt sich bereits erkennen, wie sehr die im Westen gängigen Doktrinen in die Defensive geraten sind. Man wird nicht oft, wenn man im Zug sitzt und durch Dordrecht fährt, ein Schild mit „Es lebe der Heidelberger Katechismus!“ oder, südlich unserer großen Flüsse, „Ein Hurra dem Papst!“ oder in Wassenaar eines mit „Es lebe das freie Spiel der gesellschaftlichen Kräfte. Der Aktionär gewinnt!“ stehen sehen. Selbst am Giebel des Hauptquartiers der Sozialdemokraten hängt meines Wissens immer noch kein Transparent mit der Aufschrift „Weg mit Willem Drees und Willy Brandt! Es lebe die DDR!“

In offiziellen Darstellungen der kommunistischen Lehre finden wir diese Aggressivität in der stets wiederholten Versicherung, dass die Lehre richtig liege, das Resultat der größten gedanklichen Leistung in der Menschheitsgeschichte darstelle, ihre Thesen wissenschaftlich bewiesen seien und alle, die an der Richtigkeit dieser Thesen zweifeln, Unrecht hätten und oft von sehr bedenklichen Motiven geleitet würden. Insbesondere werden die *Kenntnis* der Lehre und ihre *Befolgung* als zwei Dinge betrachtet, die für einen anständigen Menschen nahezu

58 *Inleiding*, in: VAN HET REVE, K., *Het geloof der kameraden. Kort overzicht van de communistische wereldbeschouwing*. Amsterdam 1969.

identisch sind. Jemand, der die Lehre zur Kenntnis genommen hat und nicht zu ihrem Anhänger geworden ist, hat entweder die Lehre nicht begriffen oder aber einen schlechten Charakter – denn wie könnte man sonst Bekanntschaft mit der Wahrheit machen und ihr nicht folgen?

Um dem Leser eine richtige Vorstellung vom Marxismus-Leninismus zu geben, müsste diese Abhandlung eigentlich alle paar Seiten durch die Mitteilung unterbrochen werden, dass der Marxismus-Leninismus die vornehmlichsten Rätsel des Seins gelöst hat und andere Weltanschauungen im Grunde keine Ahnung haben, wie die Welt funktioniert. Aus humanitären Gründen wurde davon abgesehen. Der Leser tut jedoch gut daran, fortwährend von der unumstößlichen Tatsache durchdrungen zu sein, dass der Marxismus-Leninismus die einzig richtige Interpretation der mannigfaltigen Phänomene der uns umringenden Welt gibt.

Der Begriff „Marxismus-Leninismus“ erinnert an zwei Männer, die bei der Entstehung und in der Geschichte dieser Doktrin eine Rolle gespielt haben, nämlich an Dr. Karl Heinrich Marx, einen deutschen Gelehrten, geboren 1818 in Trier und gestorben 1883 in London, sowie an Wladimir Lenin, einen russischen Politiker, Gründer der Sowjetunion, der von 1870 bis 1924 lebte. Andere, die am Zustandekommen der heutigen Ausprägung des Marxismus-Leninismus mitgewirkt haben, sind u.a. Marx' Freund und Mitarbeiter Friedrich Engels, ein Industrieller aus dem Rheinland (1820–1895), der deutsche Sozialdemokrat Karl Kautsky (1854–1938) als bedeutendster Exeget der beiden, Georgij Plechanow (1856–1918), den man auch den „Vater des russischen Marxismus“ nennt, sowie Nikolai Bucharin (1888–1938), der wichtigste Theoretiker aus der Sowjetperiode.

Nun ist es nicht die Absicht dieses Buches, den Leser mit der Geschichte dieser Lehre zu befassen, mit dem Anteil, den die oben erwähnten Männer an ihrer Entstehung hatten, oder mit dem Einfluss, den sie aufeinander gehabt oder den wiederum andere Autoren auf sie ausgeübt haben. Beabsichtigt wird lediglich, den Leser mit den Prinzipien der Lehre selbst vertraut zu machen – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Eine Schwierigkeit bereitet dabei die Tatsache, dass die Lehre nicht ganz und gar unveränderlich ist, oder, anders gesagt, dass man in Moskau an der als unveränderlich präsentierten Doktrin von Zeit zu Zeit Änderungen vornimmt, um anschließend über die derart revidierte Lehre mit Nachdruck zu behaupten, dass sie schon immer so gewesen sei und nur Böswillige dies bestreiten können. So gibt es im ökonomischen Teil der Doktrin einen Lehrsatz, den man auch die *Verelendungstheorie* nennt und der darauf hinausläuft, dass sich unter dem Kapitalismus die materielle Position der Arbeitnehmer zunehmend verschlechtert. Dieser Lehrsatz, im 19. Jahrhundert von Marx

formuliert, hat einiges an Staub aufgewirbelt. Nun finden wir in einem maßgeblichen russischen Handbuch aus dem Jahre 1954 den folgenden Passus: „Im 20. Jahrhundert liegt der Reallohn der Arbeiter in England, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Italien und anderen kapitalistischen Ländern auf einem niedrigeren Niveau als um die Mitte des 19. Jahrhunderts“. Im Jahre 1958 ist dieser Passus aus dem Handbuch verschwunden, und in einer Neuausgabe des Handbuchs von 1959 lesen wir: „Nur Lästermäuler und Fälscher können behaupten, dass der Theorie Marx' und Engels' zufolge der augenblickliche Lebensstandard in allen kapitalistischen Ländern niedriger sein muss als der, sagen wir, zu Beginn des 20. Jahrhunderts.“

Neben solchen chronologischen gibt es auch regionale Unterschiede. Die in Jugoslawien vorgeschriebene Interpretation des Marxismus-Leninismus weicht hier und da von der russischen ab, und dies gilt auch für die chinesische. Das alles wäre nicht so schlimm, würden wir bei unseren Studien auf die kanonischen Werke zurückgreifen können, die sowohl von Russen als von Jugoslawen, sowohl von Albanern als von Chinesen verehrt werden. Viele westliche Publikationen über den Marxismus-Leninismus suchen ihr Heil in dieser Richtung. Dagegen lassen sich jedoch zwei Einwände erheben. Zum einen ist es ein großer Fehler – der bereits in der Kulturgeschichte sehr viel Missverständnisse verursacht hat –, eine in der Gesellschaft wirksame Denkrichtung nach den Schriften derer zu beurteilen, die dieser Denkrichtung den Namen verliehen. Will man den Einfluss Freuds auf die westliche Kultur studieren, kann man die Werke des Meisters selbst am besten geschlossen lassen. Denn es sind nun einmal die selektiv ausgewählten, vereinfachten, durch den Gebrauch deformierten Ideen der „großen Männer“, die, wie Julien Benda richtig bemerkt, „constituent l'histoire des idées, en tant que les idées jouent un rôle dans l'histoire des hommes et non dans celle de quelques solitaires“. Dies ist einer der Einwände gegen den Rückfall auf die Kirchenväter.

Der andere Einwand ist folgender: Der heutige Kommunismus ist, um einen etwas simplifizierenden Vergleich anzustellen, ein „katholisches“ und kein „protestantisches“ System. In einem „protestantischen“ System kann ein Gläubiger sich auf die Heilige Schrift als höchste Autorität berufen. In einem „katholischen“ System besitzt die Heilige Schrift nur Autorität, wenn und insofern sie von der Amtskirche interpretiert wird. Dies Letztere nun ist in der kommunistischen Welt der Fall. Die kommunistische Lehre existiert nur insoweit, wie sie die offizielle Interpretation einer wechselnden Anzahl kanonischer Schriften ist. Will man diese Lehre beschreiben, muss man irgendeiner offiziellen Interpretation und nicht den kanonischen Büchern folgen.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes versucht, die Gefahren einer „historischen“ Herangehensweise zu vermeiden. Bis auf einige der Neugierde halber unternommene historische Seitensprünge sollen die Äußerungen Marx', Engels', Lenins *e tutti quanti* nur zitiert werden, insofern sie in der heutigen Lehre auftreten, und dann zusammen mit der Interpretation, die ihnen die heutige Lehre gibt. Was die regionalen und temporalen Unterschiede betrifft, so war der Verfasser lediglich bestrebt, die Grundprinzipien *der* Lehre zu erläutern, die zwischen 1960 und 1970 in Moskau verkündet wurde. Die Beurteilung dessen, inwieweit es ihm gelungen ist, diese Prinzipien getreulich wiederzugeben, steht ihm nicht zu. Der zur Überprüfung geneigte Leser sei auf die ausführlichen und systematischen Darstellungen der Lehre verwiesen, wie sie von Zeit zu Zeit in Moskau erscheinen, insbesondere auf *Osnovy marksistskoj filosofii* (Moskau, Akademie der Wissenschaften, 1962, 656 S.), *Osnovy marksizma-leninizma* (Moskau 1962, 784 S.), *Dialektičeskij materializm* (Moskau 1962, 472 S.), das *Filosofskij slovar'* von Rozentals' und Judin, deren unterschiedlichen Auflagen eine Vorstellung von den Akzentverschiebungen innerhalb der Lehre geben (1939, 1940, 1951, 1954, 1963, 1968), sowie die *Filosofskaja enciklopedija* (Moskau 1962-), von denen bei Drucklegung des vorliegenden Buchs vier Bände erschienen waren. Wer kein Russisch beherrscht, kann seine Zuflucht zur deutschen Übersetzung der *Osnovy* (*Grundlagen des Marxismus-Leninismus*, Berlin 1960), zu der vortrefflichen Zusammenfassung dieses Buchs von Gustav Wetter und Wolfgang Leonhard (*Sowjetideologie heute*, Fischer Bücherei 1962, 2 Bände), dem *Kleinen Textbuch der kommunistischen Ideologie* von Helmut Fleischer (Dordrecht 1963) oder, was die Philosophie betrifft, zum *Soviet Russian dialectical materialism* von Bocheński (Dordrecht 1963) nehmen.

Wer über diese Materie schreibt, setzt sich noch weiteren als den oben skizzierten Gefahren aus. Der Autor der vorliegenden Übersicht ist sich dessen bewusst, dass er ihnen wohl nicht allen entkommen ist. Manchen von ihnen, wie etwa der Gefahr, die eine polemische Haltung im Hinblick auf den zu behandelnden Stoff mit sich bringt, hat er zumindest ins Auge gesehen. Manche westlichen Darstellungen der Lehre haben die Neigung, leicht in Kritiken am kommunistischen Regime oder Beschuldigungen des Verrats dieses Regimes an der Lehre, so wie diese ursprünglich ausgesehen haben muss, auszuarten. Bücher westlicher Kommunisten oder Sympathisanten haben wiederum den Nachteil, dass die Autoren, um die Lehre für den westlichen Leser genießbar zu machen, dazu neigen, eigenmächtig Varianten und Hilfskonstruktionen anzubringen, die man in der Originalversion nicht antrifft. Ein Nachteil wiederum anderer westlicher Publikationen besteht

in der Neigung ihrer Verfasser, hinter verschiedenen Lehrsätzen mehr zu suchen als in ihnen enthalten ist. Sie glauben, dass Dinge wie die „gegenseitige Durchdringung der Gegensätze“, der „Umschlag der Quantität in Qualität“ oder die „Arbeiteraristokratie“, mit denen es bei Lichte betrachtet nicht so besonders viel auf sich hat, mehr bedeuten müssen, als man im ersten Moment denken würde. Sie stellen alles auf den Kopf – und marschieren dabei natürlich gern in „historischer“ Richtung los, indem sie beispielsweise im „jungen Marx“ graben – um dieses „Mehr an Bedeutung“ zu finden, dabei unrichtigerweise unterstellend, dass sich dort, wo man Worte hört, auch etwas denken lassen muss. Sie haben nicht die Kraft, der tatsächlich auch erschreckenden Wahrheit ins Auge zu sehen, dass eine Lehre, an die Millionen glauben, und der manchmal sehr gebildete Menschen anhängen, Sätze enthält, deren Unredlichkeit jedes Kind erkennen kann.

Folgendes zur Gliederung des Buches. Nacheinander werden, mehr oder weniger in der offiziellen Reihenfolge, der dialektische und der historische Materialismus behandelt (die ersten drei Kapitel), danach die ökonomische Lehre, der Klassenkampf sowie die Lehre über die Partei, und anschließend die kommunistische Gesellschaft, die, wie wissenschaftlich bewiesen ist, zwischen 1970 und 1980 in der Sowjetunion entstehen wird. Als Beispiel der Anwendung des dialektischen und historischen Materialismus auf einem bestimmten Gebiet folgt dann ein Kapitel über die marxistisch-leninistische Ethik. Im neunten Kapitel werden „Reststücke“ behandelt: „Ismen“, die in kommunistischen Schriften oft zur Sprache kommen und deren Definitionen offiziell zur Lehre gerechnet werden. Schließlich wurde in einem letzten Kapitel versucht, eine Auflistung der reizvollen Seiten dieser Weltanschauung zu geben.

Ein Buch dieses Umfangs kann nicht vollständig sein; wer bestimmte Lehrsätze vermisst, sei auf die oben genannten Handbücher verwiesen.

Eine Frage, die in diesem Buch nicht weiter zur Sprache kommt, ist die, inwieweit die Genossen tatsächlich an diese Lehre glauben. Hier müssen wir zwischen westlichen Anhängern der Lehre und Bürgern kommunistischer Länder unterscheiden. Was die erste Kategorie betrifft, so lässt sich feststellen, dass jemand, der Mitglied einer kommunistischen Partei wird, erachtet werden kann, die Weltanschauung dieser Partei zu akzeptieren. Natürlich besitzt die Mehrheit der Mitglieder nur eine sehr vage Vorstellung von der Lehre. Andererseits ist die kommunistische Bewegung eine der Bewegungen, deren Mitglieder verhältnismäßig viel über ihre eigene Lehre wissen. Interviewt man ein durchschnittliches Mitglied der Kommunistischen Partei der Niederlande, wird man mehr von den in diesem Buch besprochenen

Themen wiederfinden, als man bei einem Mitglied der linken D'66 an ideologischem Ballast antrifft – natürlich auch deshalb, weil diese Partei sehr viel weniger ideologischen Ballast hat, aber dennoch. Was die kommunistischen Länder, und insbesondere die UdSSR betrifft, liegt die Sache anders. In den sechziger Jahren konnte man vor allem in Russland einen ansehnlichen Glaubensrückgang beobachten. Es gibt verhältnismäßig viele russische Intellektuelle, denen der Marxismus-Leninismus rein gar nichts mehr bedeutet. Für den Verfasser ist es ein sonderbarer Gedanke, dass, je mehr er mit den Arbeiten am vorliegenden Buch voranschritt, die Anzahl der Anhänger der darin beschriebenen Lehre stetig abnahm – ein Fall von *harmonia praestabilita*, wenn man so will. Dem steht jedoch gegenüber, dass es natürlich in der Sowjetunion und weit darüber hinaus immer noch sehr viele Menschen gibt, von denen behauptet werden kann, dass sie aufrecht an die Richtigkeit dieser Lehre glauben. Es sind besonders diese Gläubigen, die den Autor der vorliegenden Abhandlung interessieren, wobei man im Auge behalten muss, dass es häufig die Besten sind, die am längsten, tiefsten und treuesten glauben.

Übersetzung: Gerd Busse

Gerd Busse

Übersetzen, was dort steht. Bemerkungen zur Übersetzung Karel van het Reve

Ein Übersetzer muss mit dem Material arbeiten, das er vorfindet. So gibt es Autoren, die ihn mit ihren sprachlichen und stilistischen Manierismen, verunglückten Metaphern und ungenauen Formulierungen schier zur Verzweiflung treiben, und es gibt Autoren, die sich gewissermaßen von selbst übersetzen und den Übersetzerberuf ein wenig zu dem machen, wofür ihn Verleger ohnedies immer schon gehalten haben: zu einem Abtippen von Texten, nur dann in einer anderen Sprache.

Karel van het Reve gehört ganz ohne Zweifel zur zweiten Kategorie von Autoren. Ihn zu übersetzen ist das reinste Vergnügen: Seine Texte sind lesbar und unterhaltsam, seine Sprache ist unpräzise und stets auf den Leser gerichtet, die Argumente sind gut strukturiert – alles Voraussetzungen also, die sich ein Übersetzer für seine Arbeit nur wünschen kann. Man nehme zum Beispiel sein Dankwort zur Verleihung des renommierten Nijhoff-Übersetzerpreises Ende der 1970er Jahre: eine kurzweilige, im Plauderton gehaltene Rede, in der er seinen Werdegang als Übersetzer beschreibt, sich mit übersetzungstechnischen Fragen befasst und mit einer ebenso schlichten wie wichtigen Botschaft für seine Berufskollegen aufwartet. „Man muss übersetzen, was dort steht.“⁵⁹

Übersetzen, was dort (eigentlich) steht

Leider aber, so van het Reve, komme es immer wieder vor, dass ein Übersetzer nicht das übersetze, was im Originaltext steht. „Häufig übersetzt er etwas anderes. Das kommt daher, weil der Übersetzer oft Angst hat. Er fürchtet sich vor zwei Dingen: Er hat Angst, dass seine Übersetzung zu simpel, zu unliterarisch, zu gewöhnlich ausfällt, und er hat Angst, dass seine Übersetzung zu verrückt, komisch oder absonderlich wirkt.“

59 VAN HET REVE, K., *Dankwoord bij de uitreiking van de Nijhoff-prijs, 8 december 1978*, in: DERS.: *Verzameld werk*, Band 4. Amsterdam: Uitgeverij G.A. van Oorschot, 2010, S. 815–820.

Man muss also übersetzen, was dort steht, findet Karel van het Reve. Doch was heißt das in der Praxis? Denn oft stellt sich für einen Übersetzer gar nicht so sehr die Frage, *wie* man etwas übersetzt, sondern *was* dort eigentlich überhaupt steht.

Mit diesem Problem hat sich der Russischübersetzer Arthur Langeveld intensiv auseinandergesetzt. Langeveld ist nicht nur ein Schüler Karel van het Reves, sondern auch der Einzige, dem es jemals gelungen ist, bei seinem Lehrer zu promovieren, und zwar über dessen Lieblingsthema „Übersetzen, was dort steht“. Sein 1986 erschienenes und 2008 neu aufgelegtes Buch ist längst zu einem Standardwerk der Übersetzungswissenschaft geworden.⁶⁰

Es ist nicht so, dass Arthur Langeveld die Meinung van het Reves nicht grundsätzlich teilen würde – doch die Sache ist komplizierter als sie auf den ersten Blick scheint. Denn Sprache, so Langeveld, transportiere schließlich nicht nur faktische Informationen, sondern erzeuge auch Bilder, rufe Gefühle hervor und wecke Assoziationen. Zudem habe jede Sprache ihre Eigentümlichkeiten: in den Möglichkeiten, wie sich bestimmte Sachverhalte am besten in ihr ausdrücken lassen, in der Art, wie ihre unterschiedlichen Register bespielt werden, und in den vielen, oft ungeschriebenen Gesetzen, die beispielsweise festlegen, wie oft sich ein und dasselbe Wort in einem Textabschnitt wiederholen darf, ohne dass es hässlich wirkt. Und darin seien zwei Sprachen, selbst so eng verwandte wie das Niederländische und das Deutsche, niemals deckungsgleich.

Beim Übersetzen sei es deshalb unumgänglich, Übersetzungstransformationen vorzunehmen, das, was Langeveld die „Trickkiste“ des Übersetzers nennt.⁶¹ Mache ein Übersetzer keinen oder zu wenig Gebrauch von Übersetzungstransformationen, laufe er Gefahr, eine Übersetzung zu liefern, in der das Original allzu sehr durchscheine. „Der Übersetzer betritt dann das Schattenreich zwischen deutlich korrektem und deutlich inkorrektem Sprachgebrauch.“⁶² Die Übersetzung sei nicht wirklich falsch, aber ihr fehle etwas.

Gerade bei literarischen Texten gebe es am wenigsten Eindeutigkeit, in ihnen sei alles möglich, so dass hier auch die übersetzerische Subjektivität am größten sei. „In der Praxis sieht man oft, dass Übersetzer versuchen, den goldenen Mittelweg einzuschlagen. Im Prinzip gehen sie vom ‚Übersetzen-was-dort-steht-Prinzip‘ mit Vorrang vor

60 LANGEVELD, A., *Vertalen wat er staat*. Amsterdam 1986. Die Neuauflage erschien unter demselben Titel bei Uitgeverij Atlas, Amsterdam, 2008.

61 LANGEVELD 1986, S. 14.

62 EBD., S. 99.

der referentiellen Bedeutung aus, in sehr evidenten Fällen bevorzugen sie jedoch Elemente anderer Niveaus, unter Aufopferung von Bedeutungselementen.“⁶³ Mit anderen Worten: Im Allgemeinen wird durchaus übersetzt, was dort auch tatsächlich steht, aber manchmal muss ein Übersetzer Tricks anwenden, um in der Zielsprache das herüberbringen zu können, was das Original neben dem reinen Wortlaut und seiner Bedeutung noch enthält.

Und so sah es offenbar auch Karel van het Reve selbst. Der Übersetzer Peter Versteegen erzählte einmal die folgende Anekdote, bei der es um den Satz „She is an optician’s daughter: two glasses and she makes a spectacle of herself“ ging: „Ich fragte Karel van het Reve, ob er das übersetzen könne, und er sagte spontan, nach dem Bruchteil einer Sekunde: ‚Sie ist die Tochter eines Optikers: Zwei Gläser, und sie sieht doppelt.‘ Eine perfekte Lösung.“ Streng genommen, so Versteegen weiter, könne hier von einem „Übersetzen, was dort steht“ natürlich keine Rede mehr sein: Man müsse jedoch mit einem solchen Satz etwas machen, um denselben Effekt wie im Original zu erzielen.⁶⁴

Dieses Beispiel macht zweierlei deutlich: Zum einen, dass eine gute Übersetzung nicht immer eine wortwörtliche Übersetzung ist, sondern eine möglichst getreue Nachbildung dessen sein muss, was der Text über den reinen Wortlaut hinaus noch zu transportieren versucht, und zweitens, dass Karel van het Reve, als erfahrener Übersetzer, sein eigenes Credo „Übersetzen, was dort steht“ offenbar im Sinne von „Übersetzen, was dort *eigentlich* steht“ verstanden hat.

Übersetzen, was bei Karel van het Reve steht

Was aber geschieht, wenn man das Diktum Karel van het Reves auf seine eigenen Texte bezieht, also etwa seine Dankrede zur Nijhoff-Preisverleihung? Das Problem beginnt bereits beim ersten Satz: „*Gaarne maak ik van de mij geboden gelegenheid gebruik om mijn dank uit te spreken aan de Stichting die mij deze prijs heeft toegekend en aan de jury die mij voor deze prijs heeft voorgedragen.*“ Übersetzt man ihn wortwörtlich so, wie er dort steht, würde es heißen: „Gerne mache ich von der mir gebotenen Gelegenheit Gebrauch, um meinen Dank der Stiftung auszusprechen, die mir diesen Preis zuerkannt hat, und der Jury, die mich für diesen Preis vorgeschlagen hat.“

63 EBD., S. 192.

64 VERSTEEGEN, P., *Ik word van uit Gent verneukt...*, in: *Achter de Schermen* 5, Nr. 1, Mai 2003, S. 10.

Obwohl die Übersetzung sehr nahe am Original ist, spürt man, dass etwas daran nicht stimmt: So würde man sich im Deutschen nicht ausdrücken. Der Satz klingt holprig, weil er gegen syntaktische („meinen Dank der Stiftung auszusprechen, die“) und stilistische Regeln (zweimal „Preis“ und „hat“) verstößt. Um den Text zu seinem Recht kommen zu lassen, muss der Übersetzer deshalb etwas mit ihm machen, muss ihn „transformieren“ – etwa in: „Gerne mache ich von der mir gebotenen Gelegenheit Gebrauch, sowohl der Stiftung, die mir diesen Preis zuerkannt, als auch der Jury, die mich dafür vorgeschlagen hat, meinen Dank auszusprechen.“

Nun kann man darüber streiten, ob das Register nicht etwas zu hoch gewählt ist und man statt „mache ich Gebrauch“ nicht besser „nutze ich die Gelegenheit“ sagen könnte, und ob der Satz, mit dem korrekt nachgestellten „meinen Dank auszusprechen“ nicht etwas umständlich geraten ist. Doch wie man es auch dreht und wendet: Indem man übersetzt, was dort (eigentlich) steht, transformiert man den wortwörtlichen Text, interpretiert die in ihm enthaltene Information und seine Intention und versucht ihn dann mithilfe der zur Verfügung stehenden Mittel in der eigenen Sprache entsprechend nachzubilden, das heißt – in den dürren Worten der Übersetzungswissenschaft – sowohl der referentiellen Bedeutung als auch dem vom Autor beabsichtigten Effekt auf den Leser gerecht zu werden.

Idiomatische Wendungen

Besonders schwer machen es einem dabei die idiomatischen Redewendungen, von denen es in den Texten Karel van het Reves nur so wimmelt: „*hier zat het mij niet mee*“ (hier hatte ich kein Glück), „*Ik zocht het hogerop*“ (Ich suchte mein Heil in einer höheren Instanz), „*weer liep het mij tegen*“ (wieder hatte ich Pech), „*Bij dit alles legde ik mij neer*“ (mit alledem fand ich mich ab), „*dat het allemaal zo'n vaart niet loopt*“ (dass das alles halb so schlimm ist) – um nur einmal die wichtigsten auf den ersten drei Seiten seiner Dankrede zu nennen. Das Tückische an solchen Wendungen liegt darin, dass man sie, bevor man sie übersetzen kann, zunächst überhaupt erkennen muss. Der Ausdruck „*voor het zingen de kerk uit*“ etwa hat nichts mit dem Verlassen des Gottesdienstes zu tun, bevor der Gesang anhebt, sondern bedeutet „Coitus interruptus“, und „*met iemand klaarkomen*“ heißt nicht, dass man mit jemandem besonders gut auskommt, sondern bei ihm oder ihr den sexuellen Höhepunkt erreicht.

Hat man diese Ausdrücke jedoch als idiomatische Wendung identifiziert und weiß sogar, was sie bedeuten, wartet schon die nächste

Schwierigkeit: Man muss eine möglichst ähnliche Wendung in der eigenen Muttersprache finden. Dies gelingt oft, doch manchmal bleibt dem Übersetzer nichts anderes übrig, als sie – mehr oder weniger umständlich – zu umschreiben und den Verlust an Prägnanz und Aussagekraft hinzunehmen.

Van Agt und die Heilig Landstichting: Über den Umgang mit Realien

Ein weiteres Problem, das sich bei der Übersetzung van het Reve oft stellt, sind die sogenannten „Realien“, d.h. Dinge, die eng mit einer spezifischen Kultur verbunden sind. Bei diesen Realien kann es sich etwa um Namen (Herr Mustermann oder Frau Antje, Edeka oder Albert Heijn), Bezeichnungen für bestimmte Institutionen oder gesellschaftliche Phänomene (z.B. „Verkehrssünderkartei“ oder „gedoogbeleid“)⁶⁵, historische Ereignisse („Reichskristallnacht“ oder „Dolle Dinsdag“)⁶⁶, Lebensmittel (etwa „Dresdner Stollen“ oder „vla“)⁶⁷ oder um Gebrauchsgegenstände („Uhu“ oder „bakfiets“) handeln.⁶⁸

In der hier betrachteten Nijhoff-Dankrede gibt es vor allem einen markanten Satz, in dem Karel van het Reve Realien benutzt – und in dem er zugleich mit ihrer Bedeutung spielt. Im Vorlauf zu diesem Satz geht es um „Verstümmelungen“, die zwei Übersetzer einem Satz von Willem Elsschot zugefügt hätten, insbesondere, dass sie die Worte „*op 't ogenblik*“ (im Augenblick) nicht mit übersetzt hätten – obwohl doch „diese drei Worte dem Satz gerade soviel Kraft und Würze geben“ würden. „Das“, so van het Reve weiter, „ist natürlich sehr dumm von ihnen, denn diese Verwendung von *at the moment*, von *op 't ogenblik*, von В ЗТУ МИНУТЫ ist in allen drei Sprachen völlig normal. Wir sagen: ‚Ich bin im Augenblick wegen einer Periarthritis bei Dr. de Haas in Behandlung‘ oder ‚Wir werden im Augenblick von der Heilig Land-

65 *Gedoogbeleid*: die (typisch niederländische) Politik des stillschweigenden Tolerierens eines Gesetzesverstößes (wie z.B. im Umgang mit weichen Drogen).

66 *Dolle Dinsdag*: Bezeichnung für den 5. September 1944, an dem in den Niederlanden die Emotionen hoch kochten, da Gerüchten zufolge das Land an diesem Tag durch die Alliierten von den deutschen Besatzern befreit werden sollte.

67 *Vla*: eine Art (zähflüssiger) Pudding.

68 *Bakfiets*: ein besonders stabil gebautes Fahrrad, mit dem sich Lasten transportieren lassen.

stichting aus regiert, von einem Kerl, der van Agt heißt und der über eine Mehrheit im Parlament verfügt“ [HG. B.]. Der Christdemokrat und überzeugte Katholik van Agt war zur Zeit der Nijhoff-Dankrede Ministerpräsident der Niederlande; er hatte, und hat bis heute, seinen Wohnsitz in einem kleinen Dorf in der Nähe Nijmegens, Heilig Landstichting, das seinen Namen und seine Existenz dem nahegelegenen Bibel-Themenpark verdankt. Das muss man wissen – und zudem, dass van het Reve stets viel Spott mit Glaubensbekenntnissen jedweder Couleur getrieben hat –, um diese Bemerkung verstehen und sie als Seitenhieb begreifen zu können.

Doch was tun mit einem solchen Satz, den nur jemand versteht, der die (damaligen) Verhältnisse in den Niederlanden gut kennt? Es gibt drei Möglichkeiten: Man erläutert den Sachverhalt in einer Anmerkung, man ersetzt den Satz durch eine ähnliche Formulierung, die auch ein deutscher Leser verstehen kann, oder aber man übersetzt den Satz so, wie er dort steht, und lässt es dabei bewenden.

Alle drei Varianten haben ihre Vor- und Nachteile. Eine Übersetzung mit erklärender Fußnote kommt dem Original natürlich am nächsten, doch sie nimmt dem Text seine Leichtigkeit, lässt ihn gewichtiger erscheinen als er ist und macht ihn schwerer verdaulich. Die zweite Variante, eine freie Übersetzung mit einer identischen Aussage, hat den Vorteil, dass sie auf einen ähnlichen Effekt wie der Originalsatz hinarbeitet und dem Leser nicht mit allerhand Erläuterungen lästig fällt, die diesen Effekt – wie die Pointe eines Witzes, die man zu erklären versucht – eher stören oder ihn gar zunichte machen. Eine freie Übersetzung des van-Agt-Satzes könnte etwa so aussehen: „Wir werden im Augenblick von Rom aus missioniert, von einem Kerl, der Johannes Paul heißt und der eine Mehrheit im Kardinalskollegium für sich organisieren konnte“. Eine solche Lösung setzt jedoch voraus, dass man a) den Originalsatz richtig interpretiert hat (Heilig Landstichting plus van Agt gleich Katholizismus) und sich b) ein Ersatz finden lässt, der sich stilistisch möglichst nahtlos in seine Umgebung einfügt, d.h. der auch im Original dort so hätte stehen können *und* der zugleich den Vorteil bietet, dass ihn auch ein deutscher Leser versteht. Und natürlich muss alles stimmen, d.h. wenn man sich schon als Ersatz für den damaligen Ministerpräsidenten van Agt für einen Papst entscheidet, muss es auch der sein, der zur Zeit der Nijhoff-Dankrede im Amt war. Die dritte Möglichkeit schließlich, bei der man übersetzt, was dort wortwörtlich steht und es dabei belässt, ist die einfachste Variante – und manchmal nicht die schlechteste. Sie schmeichelt dem Kenner unter den Lesern, und für den, der nicht weiß, wer van Agt und was die Heilig Landstichting ist, wird sich der Sinn des Satzes aus dem Kontext zumindest erahnen lassen.

Für welche Variante sollte man sich als Übersetzer entscheiden oder, anders gefragt: Für welche Variante würde sich Karel van het Reve entschieden haben? Obwohl es bei der Übersetzung eines toten Autors, den man schließlich nicht mehr befragen kann, meist auf (kritische) Werktreue ankommt, ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass van het Reve die Lösung mit der Anmerkung gewählt hätte. So erinnerte er sich in seiner Abschiedsvorlesung in Leiden etwa an die Sitzung einer Berufungskommission, „auf der man sich herablassend über jemanden äußerte, der eine Abhandlung zur Literaturgeschichte geschrieben hatte, ohne dabei Fußnoten zu gebrauchen. Ich glaube, man sah mich etwas befremdet an, als ich sagte, dass der wissenschaftliche Wert eines Autors sich doch gerade darin zeige, was er ohne Fußnoten schreibe.“⁶⁹ Diese Aussage darf man sicherlich auch auf die Qualitäten beziehen, die ein Übersetzer in den Augen Karel van het Reves haben sollte.

Führt man sich noch einmal die oben zitierte Anekdote von Peter Verstegen vor Augen, könnte man sich also vorstellen, dass van het Reve, wie bei der trinkenden Optikertochter, auch hier für eine freie Übersetzung plädiert hätte, der es weniger um die wörtliche Übertragung als vielmehr darum geht, die eigentliche Aussage hinter den Worten zu transportieren. Denkbar wäre aber auch, dass er gewollt hätte, diesen Satz unkommentiert so zu übersetzen, wie er dort steht. Wenn man sich die Dankrede betrachtet, entdeckt man darin etwa eine Reihe englischer und deutscher Zitate, die von ihm weder übersetzt oder erläutert werden; an einigen Stellen wartet er sogar mit original russischen Zitaten – und zwar in Kyrillisch! – auf. Daraus könnte man ableiten, dass Karel van het Reve durchaus nicht abgeneigt war, den Leser gelegentlich etwas im Trüben fischen zu lassen.

Kurzum: Es gibt keinen Königsweg, Karel van het Reve zu übersetzen. Man muss von Fall zu Fall entscheiden, was man mit dem Text macht, um ihn zu seinem Recht kommen zu lassen. Aber wie immer man sich auch entscheidet: Das Wichtigste ist, bei der Übersetzung den typischen „Karel van het Reve-Ton“ nicht zu verlieren.

69 VAN HET REVE, K., *Abschied von Leiden 2*, in: *Die unglaubliche Niedertracht des Allmächtigen. Essays und Vorträge*. Frankfurt 1996, S. 151.

Die „Methode Karel van het Reve“

Doch was ist es eigentlich, das seinen Stil so unverwechselbar macht? Während die Diskussionen, die er führt, sich oft auf einem hohen – philosophischen, politischen oder literaturwissenschaftlichen – Niveau bewegen, ist seine Sprache schlicht, fast umgangssprachlich. Er will den Leser erreichen, verstanden werden, seine Interessen und seine Begeisterung mit ihm teilen – ohne sich ihm jedoch anzubiedern – und ihn natürlich von seinem Standpunkt überzeugen. Hierfür benutzt er eine Reihe rhetorischer Techniken, die dafür sorgen, dass er die Aufmerksamkeit des Lesers gewinnt und der Rapport zu ihm nicht abreißt.

Eine dieser Techniken besteht darin, sich mit dem Leser auf eine Stufe zu stellen und ihm – oft mit einem gehörigen Schuss Selbstironie – das Gefühl zu vermitteln, dass auch im Hause van het Reve nur mit Wasser gekocht wird. Ein Beispiel dafür ist etwa der Anfang seiner Dankrede zur Verleihung des Nijhoff-Preises, immerhin die höchste Auszeichnung für Übersetzer, die die Niederlande zu vergeben haben. Er beginnt damit, öffentlich das Geständnis abzulegen, dass er seinen ersten russischen Autor nicht aus dem Original, sondern aus dem Deutschen übersetzt habe, und relativiert dies zugleich mit der Bemerkung, dass so etwas auch gegenwärtig noch hin und wieder vorkomme – so lasse der Verleger Polak gerade die russischen Werke Nabokovs aus dem Englischen übersetzen. Er verwendet diese Information jedoch nicht dazu, sein damaliges Tun zu rechtfertigen, sondern im Gegenteil, um seinen Expertenstatus endgültig selbst zu demontieren – und damit zugleich den Leser vollends auf seine Seite zu ziehen. Denn: „es gibt einen Unterschied zwischen damals und heute: Die Übersetzer Johan Polaks können Englisch, während ich 1935 kein Deutsch konnte.“

Damit ist der Ton gesetzt, und um den Leser bzw. Zuhörer auch im Weiteren bei Laune zu halten, greift van het Reve auf ein bewährtes Mittel zurück: die Anekdote bzw. das Bonmot. Er berichtet von seinen ersten richtigen Gehversuchen als Übersetzer – eine Puschkin-Übersetzung, die er stolz seinem Russisch-Lehrer zeigt – und fährt dann fort: „Meine Situation ließ sich ein wenig mit der Heinrich Heines vergleichen, der bei Goethe auf Besuch ist und, als der Meister ihn fragt, woran er gerade arbeite, antwortet: ‚An einem Faust, Excellenz!‘“

Mit einer Anekdote leitet er auch das Hauptthema seiner Rede ein. „Auf dem Vossius-Gymnasium hatte ich sechs Jahre Niederländisch bei D.A.M. Binnendijk, und eines Tages, ich weiß nicht mehr in welcher Klasse, sprach Binnendijk über [...] den Übersetzer Boutens.

[...] Boutens nun scheint [...] die folgenden Worte gesagt oder geschrieben zu haben: *Man muss übersetzen, was dort steht*. Ich kann mich noch erinnern, dass Binnendijk beim Zitieren dieser Aussage von Boutens ein sehr hochmütiges und strenges Gesicht machte, und *während* er diese Worte aussprach, wurde ich für den Rest meines Lebens ein fanatischer Anhänger und Verteidiger der Meinung, dass es die Aufgabe des Übersetzers ist, zu übersetzen, was dort steht.“

Luftige Plaudereien eines agony writer

Ein weiteres Charakteristikum des Stils Karel van het Reve ist die Tatsache, dass, während er es seinen Lesern einerseits leicht macht, ihm zu folgen, er ihnen andererseits einiges zumutet. In der Dankrede etwa werden komplizierte übersetzungstechnische Probleme erörtert, die jedem Übersetzerseminar zur Ehre gereichen würden, wobei sich der Leser außerdem noch mit fremdsprachigen Zitaten herumschlagen muss. Diese besondere Mischung aus Lesbarkeit, Gelehrtheit und Humor macht die Texte Karel van het Reve zu einer Herausforderung – und einen Spaß – für jeden Übersetzer. Denn wie wir gesehen haben, hält das, was im Werk dieses Autors auf den ersten Blick als luftige Plauderei erscheint, vertrackte Probleme für den Übersetzer bereit.

Karel van het Reve fiel das Schreiben niemals leicht, sondern er war, wie er einmal gestand, ein „agony writer“, jemand, der rastlos durch das Zimmer streift und um jeden Einfall, jeden Satz und jede Pointe kämpfen muss.⁷⁰ Das Ergebnis kann sich jedoch sehen lassen und verdient es deshalb, so übersetzt zu werden, wie es der Autor in der Nijhoff-Rede gefordert hat: „Nicht übersetzen, was man denkt, was dort stehen müsste, nicht übersetzen, was man selbst an dieser Stelle geschrieben haben würde, nein, nur übersetzen, was dort steht, nicht mehr, aber auch nicht weniger.“⁷¹

70 VAN HET REVE, K., *Afscheid*, in: *Achteraf*. Amsterdam 1999, S. 399.

71 VAN HET REVE, K., *Dankwoord*, a.a.O., S. 817.

Han Israëls

Der Glaube an Karel van het Reve

Wenn ich eine Person benennen müsste, die als intellektuelles Vorbild, als die ideale Verkörperung dessen, wie ein anständiger Mensch zu denken und zu schreiben hat, dienen könnte, dann wäre dies Karel van het Reve. Ich bin erst verhältnismäßig spät auf sein Werk gestoßen. Ich las *Het geloof der kameraden*, eine „Kurze Betrachtung über die kommunistische Weltanschauung“, erstmals mit achtzehn und fand es eigentlich ziemlich fade. Damals hegte ich – wir schrieben das Jahr 1969, und ich studierte Soziologie in Amsterdam – selbst noch Sympathien für die Weltanschauung, die in diesem Buch unter Beschuss genommen wird. Lange haben diese Sympathien bei mir allerdings nicht mehr angehalten, und bereits ein paar Jahre später erkannte ich, um was für ein hervorragendes Buch es sich handelt. In *Het geloof der kameraden* geht es um ein außerordentlich langweiliges Thema – den Marxismus, die kommunistische Lehre, so wie sie in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts in der Sowjetunion vorherrschte –, doch die Betrachtungen van het Reves dazu sind äußerst unterhaltsam. Und lesbar. Und informativ. Seither ist Karel van het Reve mein Held. Die Bewunderung für ihn hat im Laufe der Jahre zwar, wie es mit so vielen Dingen geht, ein wenig gelitten, aber noch immer würde ich, wenn man mich nach einem intellektuellen Vorbild fragte, als Erstes den Namen Karel van het Reve nennen. Meine Bewunderung beschränkt sich dabei auch nicht nur auf die Publikationen van het Reves über den Kommunismus, sondern erstreckt sich ebenfalls auf die vielen anderen Themen, über die er geschrieben hat: die Literaturwissenschaft, die Psychoanalyse, die russische Literatur, Popper, das Christentum, die Evolutionstheorie und noch vieles mehr.

Ich bin nicht der Einzige, der Karel van het Reve abgöttisch bewundert: Gerd Busse, die treibende Kraft hinter diesem Buch, ist auch so jemand. Doch es gibt noch mehr von uns. Wir sind zwar nicht alle so extrem wie der niederländische Schriftsteller Maarten Biesheuvel, der der Welt offenbarte, Karel van het Reve sei Gott persönlich, aber wir sind fanatisch genug, um ein Vorhaben wie das *Verzameld werk*, die Gesammelten Werke Karel van het Reves, die derzeit gerade erscheinen, zu rechtfertigen. Dieses *Verzameld werk* erscheint nicht, weil es kommerziell interessant ist – van het Reve ist nie ein Bestsellerautor gewesen –, doch das Fehlen eines großen Leserpublikums hat auf unsere Meinung als Bewunderer keinerlei Einfluss. Wir wissen,

dass wir es bei Karel van het Reve mit einem großen Schriftsteller zu tun haben.

Ein großer Schriftsteller – aber keiner im üblichen Sinn des Wortes. Denn bei einem großen Schriftsteller mit Anhängern, die ihn abgöttisch bewundern, ist man geneigt, an einen Autor zu denken, der Romane oder Gedichte produziert. Denn abgöttische Bewunderung gehört zu großen Künstlern. Doch ein Künstler ist van het Reve nicht. Er hat zwar zwei Romane geschrieben, die auch beide sehr nett sind, doch wenn ich ihn nur auf der Grundlage dieser Romane beurteilen müsste, wäre er nicht mehr als einer von einigen Dutzend Autoren, deren Bücher ich gerne lese. Nein, seine Bedeutung liegt woanders: van het Reve ist ein Essayist. Doch dann wird es sehr viel schwieriger, die Schwärmerei für ihn zu erklären. Denn bei großer Kunst liegen die Dinge letztendlich einfach: Soweit ich weiß, ist es noch nie jemandem gelungen, zu erklären, was große Kunst eigentlich zu großer Kunst macht. Bei Essays ist dies etwas anderes. Hier geht es vor allem um den Inhalt. Doch was genau an diesem Inhalt sorgt dafür, dass das Werk Karel van het Reves so gut ist? Das ist die Frage, die ich im Folgenden versuchen möchte zu beantworten.

Eigentlich ist meine Frage sogar noch begrenzter: Warum finde *ich* das Werk van het Reves so außergewöhnlich? Habe ich etwas von ihm gelernt? Liegt es an seiner Art zu schreiben? Oder an seiner Art zu denken? Und was genau ist dies dann? Ich hege nicht die Illusion, diese Frage beantworten zu können, doch vielleicht komme ich der Antwort näher, wenn ich mich einmal zwingen, darüber nachzudenken.

Was also ist das Besondere an den Behauptungen van het Reves, was löst bei so vielen diese Begeisterung aus?

Abgöttische Bewunderung gibt es nicht nur in der großen Kunst. Formen der Götzenverehrung finden sich auch in anderen Zusammenhängen. So haben manche weltanschaulichen Autoren wie etwa Sartre, Freud, Jung oder Krishnamurti ebenfalls für einen solchen Effekt gesorgt. Freud ist übrigens in dieser Reihe schon ein Grenzfall. Verkündet Freud eine Weltanschauung? Seine Anhänger würden dies bestreiten. Sie würden sagen, dass ihre Bewunderung einem großen wissenschaftlichen Œuvre gilt. Dennoch hat die Bewunderung bei den echten Anhängern Freuds etwas, das die Bewunderung übersteigt, die man für ein großes wissenschaftliches Werk empfinden kann, beispielsweise für das Werk eines Albert Einsteins. Das Werk Freuds umfasst nämlich auch Punkte, die das übersteigen, womit die Wissenschaft sich normalerweise beschäftigt. Man nehme beispielsweise Freuds Atheismus, der ein wesentlicher Bestandteil der Art und Weise ist, in der Freud die Welt sieht. Auch bei Freud lässt sich also von etwas sprechen, das ich eine Art Weltanschauung nennen möchte.

Und jetzt kommt die unangenehme Frage: Verbirgt sich hinter der großen Begeisterung, die manche für van het Reve hegen, vielleicht doch etwas Weltanschauliches? Wir Verehrer werden sofort „Nein“ rufen. Van het Reve ist für uns schließlich die Personifizierung der Nüchternheit und Klarheit, und das ist gerade jene Haltung, mit der er jede Weltanschauung entlarvt. Wer behauptet, dass van het Reve für eine bestimmte Art von Weltanschauung steht, hat nichts, aber auch gar nichts von seinem Werk begriffen, denn dessen Kern lautet schließlich: Du sollst selbst nachdenken. Wer nicht selbst nachdenkt, sondern jemand anderem, nämlich einem gewissen Karel van het Reve, nachplappert, tut genau das Gegenteil dessen, was van het Reve immer praktiziert hat. Und in dieser Hinsicht war er glücklicherweise erfolgreich, denn solche Anhänger existieren meines Wissens nicht.

Dennoch habe ich das Gefühl, dass im Werk van het Reves etwas steckt, das ich eine Weltanschauung nennen möchte und das uns grenzenlose Bewunderung abnötigt. Um diesem vagen Gefühl etwas mehr Gestalt zu verleihen, beginne ich mit dem verrücktesten Teil seines Œuvres: seinen Betrachtungen zur Evolutionstheorie.

Van het Reve hat sein Leben lang die Auffassungen anderer angegriffen. Es fing mit dem Kommunismus an, später sind weitere Themen hinzugekommen: die Literaturwissenschaft, die Psychoanalyse, die Soziologie, der Glaube, dass Schwimmen bei Ebbe gefährlicher ist als bei Flut, und noch vieles mehr. Und zu diesem späteren Werk gehört auch sein Frontalangriff auf die Evolutionstheorie. Das geht selbst mir zu weit. Denn gerade Charles Darwin konnte mit seiner Evolutionstheorie etwas zeigen, das ausgezeichnet zum Tenor des Werkes van het Reves passte. Die Entwicklung der Natur ist, so lehrt Darwin, nicht die Folge eines göttlichen Plans, sondern das sinn- und ziellose Resultat zweier Entwicklungen: zum einen willkürliche Variationen und zum anderen die natürliche Auslese innerhalb dieser Variationen. Solch eine blinde und ziellose Entwicklung ist das perfekte Heilmittel gegen ein göttliches Weltbild und hätte deshalb eigentlich die Sympathie van het Reves finden müssen. Außerdem funktioniert die Evolutionstheorie bis heute ausgezeichnet als ein übergeordneter Rahmen, innerhalb dessen sich die Biologie entwickelt, mit allen dazugehörigen Erfolgen wie die DNA-Forschung. Und man möchte als anständiger Mensch doch nicht zu den Gegnern der Evolutionstheorie gehören, zusammen mit einigen streng kalvinistischen Pfarrern in unserem „Bibelgürtel“ und den vielen Sonderlingen in den Vereinigten Staaten, die an Kreationismus glauben? Nun, mit diesem letzten Argument würde van het Reve zweifellos gleich kurzen Prozess gemacht haben. Die Frage, wer deine Mitstreiter sind, ist von keinerlei Bedeu-

tung. Es geht einzig um die Frage, ob ein Standpunkt richtig oder falsch ist.

Van het Reve bringt vor allem *einen* Einwand gegen die Evolutionstheorie vor, der sehr stichhaltig ist. Das Ergebnis der Kombination aus einer großen Variation und der in der Folge stattfindenden natürlichen Auslese ist – zuerst von Spencer, und später auch von Darwin selbst – mit dem Ausdruck *survival of the fittest* treffend charakterisiert worden. Nur die Exemplare mit den besseren Überlebenschancen bleiben übrig. Dieses *survival of the fittest* ist, so argumentiert van het Reve, unwiderlegbar, da tautologisch. Wenn ein bestimmter Organismus weiterexistiert, war dieser Organismus offenbar *fit* genug, um weiterzuexistieren, wenn er stirbt, war er dazu offenbar nicht *fit* genug. Ausreichend *fit* zu sein bedeutet, weiterexistieren zu können, und *survival of the fittest* bedeutet: Diejenigen überleben, die am besten dazu in der Lage sind, zu überleben. Das ist eine Behauptung, die natürlich immer stimmt. Es kann nie ein Fall eintreten, der im Widerspruch zu dieser Behauptung steht.

Nun, dies ist ein Einwand gegen die Evolutionstheorie, der es verdient, ernst genommen zu werden. Schließlich wissen wir seit Popper, dass wissenschaftliche Theorien falsifizierbar sein müssen. Eine Theorie muss so formuliert sein, dass ein Ereignis denkbar ist, das, wenn die Theorie stimmt, unmöglich auftreten kann. Und wenn ein solches Ereignis dennoch eintritt, stimmt die Theorie nicht. Ein Beispiel, das Karel van het Reve gern anführt, ist die Behauptung, dass das Gewicht eines Gegenstands identisch dem Gewicht des dadurch verdrängten Wassers ist. Wenn dieses Gewicht nun größer oder kleiner ist, ist die Theorie widerlegt. Eine Theorie, die dieser Forderung nach einer möglichen Falsifikation nicht genügt, lehrt uns deshalb nichts über die Wirklichkeit. Vielleicht ist also auch die Evolutionstheorie eine solche nicht falsifizierbare Theorie. Und damit keine seriöse wissenschaftliche Theorie.

Nun zu einer anderen Behauptung. Van het Reve kritisiert die Auffassung Karl Poppers über wissenschaftlichen Fortschritt, die er als *trial and error* charakterisiert. Man probiert etwas aus, und dann zeigt sich in den meisten Fällen, dass man sich geirrt hat. Diese Auffassung Poppers über den Fortschritt in der Wissenschaft lässt sich gut in dem Titel eines seiner Bücher zusammenfassen: *Conjectures and Refutations*, Vermutungen und Widerlegungen. Es werden Ideen geäußert (*conjectures*) – wobei es im Übrigen egal ist, woher die Ideen stammen –, und man versucht dann im folgenden Schritt, diese neuen Ideen zu widerlegen (*refutations*). Es gibt allerhand Kritik an diesem Wissenschaftsmodell, doch Karel van het Reve äußert einen Kritikpunkt, dem ich nirgendwo sonst begegnet bin. Und seine Kritik an

diesem Wissenschaftsmodell ähnelt stark seiner Kritik an der Evolutionstheorie.

Über die Evolutionstheorie sagt van het Reve, dass er den Eindruck habe, nicht nur die Allerfittesten würden überleben, sondern alle möglichen Organismen, auch solche mit Merkmalen, die überhaupt nicht so besonders *fit* sind – wie zum Beispiel die Mücke, die summt, wodurch sie große Gefahr läuft, totgeschlagen zu werden. Doch da nicht alle Mücken totgeschlagen werden, existiert die Mücke als solche weiter. Es ist also nicht so, dass nur die Allerfittesten weiterexistieren, sondern eher, dass alles, was weiterexistieren kann, auch tatsächlich weiterexistiert. Und so ist es auch in der Wissenschaft. Dort wird zwar alles Mögliche geäußert, doch in den meisten Wissenschaften – van het Reve wagt kein Urteil über die Naturwissenschaften – wird anschließend keineswegs systematisch falsifiziert. Es wird so manches behauptet, Sinnvolles und Unsinniges, Ausgereiftes und Unausgereiftes, und viele Ideen verschwinden in der Folge wieder, meist ohne falsifiziert worden zu sein, während allerlei andere Ideen weiterexistieren.

Es ist also nicht so, dass nur die Allerfittesten weiterexistieren, und es ist auch nicht so, dass in der Wissenschaft eine Auslese nach den allerstärksten Theorien stattfindet. Es ist eher so, dass durch allerhand Zufälle alles Mögliche existiert – und vieles weiterexistiert, auch wenn es überhaupt nicht so gut funktioniert. So wie Darwin in der Natur sieht Popper in der Wissenschaft mehr Ordnung, als es sie in Wirklichkeit gibt.

Inwieweit van het Reve mit seiner Ansicht über die Evolutionstheorie Recht hat, kann ich nicht gut einschätzen. Anders ist es bei den Auffassungen Poppers und van het Reves über den Lauf der Wissenschaft. Jeder der, so wie ich, in den Sozialwissenschaften zu Hause ist, sieht sofort, dass van het Reve mit seiner Kritik an Popper vollkommen Recht hat. Leute wie Popper, und wahrscheinlich auch Darwin, sehen mehr Ordnung, als es sie gibt.

Van het Reve schreibt, dass der Unterschied zwischen ihm und Popper darin bestehe, dass Popper denkt, der Mensch sei ein Fragenstellendes Wesen, wohingegen er selbst denke, dass der Mensch ein Antwortgebendes Wesen sei. Man braucht sich nur umzusehen, um sogleich zu erkennen, dass van het Reve leider Recht hat.

Noch etwas, bei dem ich das Gefühl habe, dass es wiederum um dieselbe Frage geht: Van het Reve schreibt, dass es bei ihm lange gedauert habe, bis er „begriff, dass man über etwas kein Urteil haben

kann“,⁷² man sich also für eine umstrittene Meinung interessieren könne, ohne gleich Partei zu ergreifen.

All diese Auffassungen haben meines Erachtens etwas gemein. Mir fällt es schwer, für dieses Gemeinsame die richtigen Worte zu finden. Es geht in die Richtung, dass wir häufig dazu neigen, mehr Ordnung in den Dingen zu sehen als es sie tatsächlich gibt.

Dieser letzten Aussage bin ich bei van het Reve jedoch nie begegnet. Möglicherweise tue ich ihm großes Unrecht, wenn ich ihm unterstelle, dass sich hinter seinem Werk eine derartige Idee verbirgt. Denn vielleicht mache ich dann genau das, wovor er warnt: Ich suche Ordnung, wo es sie nicht gibt.

Wichtiger ist übrigens, dass meine Suche keinem einzigen nützlichen Ziel dient. Denn Sie davon zu überzeugen, dass es die Mühe lohnt, das Werk Karel van het Reves einmal zu lesen, gelingt mir doch nicht. Sie müssen es einfach einmal probieren. Und wenn sein Werk Sie nicht anspricht, tja, dann kann ich es auch nicht ändern.

72 VAN HET REVE, K., *Fragmenten*, in: *Een dag uit het leven van de reuzenkoeskoes*. Amsterdam 1979, S. 188.

Arthur Langeveld

Karel van het Reve als Übersetzer

Karel van het Reve ließ in Debatten über das Übersetzen regelmäßig von sich hören und schreckte dabei auch nicht davor zurück, renommierte Übersetzer in der Öffentlichkeit zu kritisieren. In seinen „Gesammelten Werken“, dem siebenbändigen *Verzameld werk*, sind jedoch nur wenige Artikel zu finden, die dem Übersetzen gewidmet sind. Ich habe drei finden können, zwei davon in Band drei: *Een stukje vertalen* (etwa: „Ein Stückchen Text übersetzen“, veröffentlicht in *Marius wil niet in Joegoslavië wonen* aus dem Jahre 1970), in dem es um das Übersetzen einer Geschichte von Isaak Babel geht, und *De Russen zijn er* („Die Russen sind da“), ein Artikel von 1972, der in der *Haagse Post* anlässlich der Vollendung der „Russischen Bibliothek“ erschienen ist, des großen Projekts des Verlages G.A. van Oorschot (der nicht ganz zufällig auch Karels Verlag war), in dem die wichtigsten Werke der russischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in einer Dünndruckausgabe und in vertretbaren Übersetzungen erschienen sind. Des Weiteren gibt es, in Band vier, sein *Dankeswort zur Überreichung des Nijhoff-Preises*, dem renommierten niederländischen Übersetzerpreis, der ihm 1978 für seine Übersetzung der Romane Turgenjews – erschienen in ebendieser „Russischen Bibliothek“ – überreicht wurde. Hinzu kommt noch eine kurze Einleitung zu einer Übersetzung der Puschkin-Erzählung *Het schot* („Der Schuss“), die er mit einer Gruppe Studenten der Universität Leiden angefertigt hat. Sie ist im Oktober 1974 im *Hollands Maandblad* erschienen, in den „Gesammelten Werken“ konnte ich sie jedoch nicht wiederfinden. Und zum Schluss gibt es noch die Einleitung zur Übersetzung einer Gedichtsammlung aus dem zwanzigsten Jahrhundert, die 1988 unter dem Titel *De meisjes van Zanzibar* („Die Mädchen von Sansibar“) erschienen ist und ebenfalls in Zusammenarbeit mit Studenten aus Leiden entstand. Auch dieser Text ist bisher nicht in den „Gesammelten Werken“ zu finden, da der zuletzt erschienene Band nur bis 1984 reicht. Insgesamt also fünf kurze Texte, in denen van het Reve sich zum Übersetzen äußert.

Ihnen wird sicher schon klar geworden sein, dass, obwohl mein Vortrag den Titel „Karel van het Reve als Übersetzer“ trägt, es im Folgenden nicht um eine Analyse der beiden Turgenjew-Bände gehen wird, deren Übersetzungen in der „Russischen Bibliothek“ erschienen sind und die den Hauptteil seines Übersetzerœuvres ausmachen, son-

dern um seine Kommentare zum Übersetzen: als Übersetzungsdozent und als Leiter dessen, was man heutzutage „Workshops“ nennt, was aber eigentlich Diskussionsgruppen waren.

In allem, was er über das Übersetzen geschrieben und gesagt hat (denn er hat sich auch in so manchem Interview über diesen Berufszweig und diejenigen, die ihn ausüben, ausgelassen) lautete sein Credo: Der Übersetzer muss übersetzen, was dort steht und darf nichts verschönern, paraphrasieren, erläutern, kürzen oder erweitern. Wenn im Original etwas steht, was der Übersetzer selbst niemals so sagen würde, muss er der Versuchung widerstehen, es so zu übersetzen, wie *er* es sagen würde und sich an den Text des Originals halten. Ich kann am besten Reve selbst aus dem *Dankeswort* zitieren: „Bei Isaak Babel steht Я хочу работать. Viele niederländische Fernsehzuschauer wissen, dass man das wunderbar mit *Ik wil werken* („Ich will arbeiten“) ins Niederländische übersetzen kann. Aber gerade diese Möglichkeit verursacht eine panische Angst beim Übersetzer. So einfach, denkt er, kann es unmöglich sein. *Ich will arbeiten* ist ein sehr gewöhnlicher Satz, so wie ihn jeder gebraucht, und Babel ist ein Schreiberling, ein Literat, also jemand mit „literarischem“ Sprachgebrauch. Was macht der Übersetzer also? Er lässt die Möglichkeit, dies in *Ich will arbeiten* umzuwandeln – eine Möglichkeit also, von der wir doch annehmen dürfen, dass sie sich ihm kurz angeboten hat – wie eine heiße Kartoffel fallen und schreibt: *Ik heb zin om wat te gaan werken* („Ich habe Lust, ein wenig arbeiten zu gehen“) – ein Satz, den Babel, wenn er gewollt hätte, sehr wohl im Russischen hätte schreiben können, was er aber nicht getan hat.“

(Achten Sie auf den Gebrauch des Wortes *schrijverd*, „Schreiberling“, ein umgangssprachliches Wort für „Schriftsteller“ mit einer sehr abfälligen Konnotation, das van het Reve quasi achtlos in seinen Text einstreut. Und auf den Einschub – „eine Möglichkeit also, von der wir doch annehmen dürfen, dass sie sich ihm kurz angeboten hat“ – ein Paradebeispiel für Reves subtile Ironie.)

Und, um es Ihnen gleich noch einmal einzuhammern, hier noch ein zweites Zitat, dieses Mal aus *De Russen zijn er*, „Die Russen sind da“ (bei dem schon der Titel ironisch ist: Er stammt aus dem Jahre 1972, mitten im Kalten Krieg, und damals lautete die Losung, mit der man kleinen Kindern Angst machte und die riesigen Verteidigungsausgaben rechtfertigte: „Die Russen kommen!“):

„Außer der Voraussetzung, dass er Russisch und Niederländisch können muss (eigentlich zwei Grundvoraussetzungen, und es ist schon ziemlich schwierig, jemanden zu finden, der auch nur eine davon erfüllt), ist es für einen Übersetzer wichtig, dass er in der Lage ist, den Text in Ruhe zu lassen. Als im gleichnamigen Theaterstück Onkel

Wanja auf den Professor schießt, ruft er dabei in größter Ohnmacht: ‚Peng!‘ Die meisten Übersetzer würden selbst nie auf die Idee kommen, einen Erwachsenen, der mit einem echten Revolver eine echte Kugel auf einen echten Gegner abfeuert, den kindlich-spielerischen Ausruf ‚Peng‘ von sich geben zu lassen.“

„Hinzu kommt“, ergänzt Reve im folgenden Abschnitt, „dass das eindeutige ‚Peng‘ im Russischen mit einem Wort wiedergegeben wird, das ebenfalls das Geräusch eines Schlages oder Aufschlags wiedergibt (im Niederländischen *pats* oder *plof*), wodurch der Übersetzer, wenn er nicht gut aufpasst, auf die falsche Fährte gelockt wird.“

Auch in der Einleitung zur Übersetzung der Puschkin-Erzählung *Het schot* („Der Schuss“) geht van het Reve auf frühere Übersetzungen ein und führt einige Beispiele an, bei denen die Übersetzer davor zurückgeschreckt sind, „zu übersetzen, was dort steht“ und sich stattdessen ans Paraphrasieren und Verschönern gemacht haben – wodurch diese Übersetzungen zwar selten besser, aber fast immer bedeutend länger wurden, ein Effekt, zu dem van het Reve sich seltsamerweise nie geäußert hat.

Auch als Dozent und Leiter von Übersetzungsworkshops – ich hatte das Vergnügen, ihn einige Male in dieser Rolle zu erleben – bestand er darauf, so nah wie möglich am Text zu bleiben. Auf Russisch heißt es он много работал, im Niederländischen hat man dann die Wahl zwischen „er arbeitete viel“ und „er arbeitete hart“, wobei Ersteres eher wörtlich (*mnogo* bedeutet vor allem „viel“) und Letzteres eher idiomatisch ist (auch im Niederländischen sagt man eher „er arbeitete hart“). Dann sah Reve zwar ein, dass „er arbeitete hart“ eigentlich besser wäre, aber man konnte ihm ansehen, dass er doch eine Präferenz für „er arbeitete viel“ hatte, weil es nun einmal so dort stand. „Das finde ich nun mal schön“, lautete in solchen Fällen sein Kommentar.

Reves Einfluss auf die jüngere Übersetzergeneration war beträchtlich: Viele Jahre lang hat er an der Universität Leiden mittwochnachmittags eine Arbeitsgruppe Übersetzen geleitet. Diese Veranstaltung war frei zugänglich, jeder der glaubte, ausreichend Russisch zu beherrschen, durfte mitmachen. Es gab keine Prüfungen, und man bekam keine Punkte dafür. Dennoch konnte er sich über mangelndes Interesse nicht beklagen. Das ist etwas, was es heutzutage leider nicht mehr gibt: An meiner Universität in Utrecht wäre es jedenfalls derzeit unmöglich, ein ganzes Jahr lang einen Raum für eine Veranstaltung zu reservieren, in der die Studenten keine Punkte und Noten bekommen und die in keinem Verzeichnis steht. Früher war nicht alles besser, aber einiges schon. Außerdem wurde jede „Sitzung“ (wie gesagt, diese Zusammenkünfte hatten vor allem den Charakter einer

Diskussionsgruppe, „Lehrveranstaltung“ konnte man sie nicht nennen) mit dem gemeinsamen Besuch im gegenüberliegenden Café beendet. Denn Reve wusste, dass ein Café der beste Ort ist, um Kunst und Wissenschaft (und was ist literarisches Übersetzen anderes als eine Kombination aus beidem?) zu vermitteln. Er trank dann zwei Campari und sagte um Punkt halb sechs: „Die Kartoffeln stehen auf dem Herd“, woraufhin er aufstand und ging. Er war ein Mann fester Gewohnheiten.

Ich selbst habe nicht in Leiden studiert, habe also an keiner dieser Arbeitsgruppen teilgenommen, ich habe Reve jedoch einige Male als Übersetzungsdozent und Workshopleiter erlebt. In den siebziger Jahren wurde in Amsterdam einige Male eine Art literarischer Übersetzertag organisiert, und Reve übernahm dann die Gruppe, die aus dem Russischen ins Niederländische übersetzte. Und als die Übersetzertage nicht mehr stattfanden, hat er noch ein paar Mal Samstagnachmittags bei sich zu Hause ein Übersetzertreffen organisiert. Er war ein idealer Moderator. Sein Vorgehen war bemerkenswert. Die Texte, die er auswählte, waren trügerisch einfach. Die Art Text, von der man zunächst glaubt: Das übersetze ich in einer halben Stunde. Aber da hatte man sich getäuscht. Das Bestreben bei all seinen Übersetzertreffen war es, gemeinsam zu einer idealen Übersetzung des Textes zu kommen, wobei Qualität vor Quantität ging. An der Übersetzung der kurzen Puschkin-Erzählung *Het schot* etwa hat er mit seinen Studenten sieben Jahre gearbeitet, das heißt sieben Jahre lang während des gesamten Semesters jeden Mittwochnachmittag. Alle möglichen (und unmöglichen) Varianten wurden gründlich besprochen. Auffällig war Reves Fähigkeit, bei Varianten, die auf den ersten Blick richtig zu sein schienen, genau erklären zu können, warum sie doch nicht ganz die Bedeutung trafen und deshalb verworfen werden mussten. Wenn sich die Gruppe nicht von sich aus auf die beste Variante einigen konnte – was ziemlich häufig vorkam, denn auch unter Nachwuchsübersetzern gibt es reichlich Egomane –, wurde abgestimmt. Die Lösung mit den meisten Stimmen wurde angenommen. Wer sich damit nicht abfinden konnte, hatte das Recht, seine Variante in eine Fußnote aufnehmen zu lassen. Das kam übrigens nur selten vor – obwohl man aus seinem Ärger über die Niederlage und der Geringschätzung gegenüber der Lösung, die gewonnen hatte, kein Geheimnis machte. Ich zitiere nochmal Reve selbst, diesmal aus dem Vorwort von *De meisjes van Zanzibar*: „Die Zusammenkünfte dieser Übersetzergruppe hatten einen ungezwungenen Charakter. Wir stritten um jeden Vers, um fast jedes Wort. Wir brauchten oft Monate für ein Gedicht. Entscheidungen wurden mit der Mehrheit der Stimmen getroffen. Wenn jemand etwas vorschlug, das einem nicht gefiel, konnte man lautstark seine

Ablehnung kundtun. Es war auch üblich, sich gegenseitig an frühere nette Übersetzungsfehler zu erinnern.“

So kam es schon mal vor, dass die meisten Stimmen an eine Variante gingen, die nicht zu van het Reves Favoriten gehörte. Er fand sich stets damit ab und ließ auch selbst nie eine Fußnote aufnehmen. In solchen Fällen war seine Taktik im Vorfeld einer Abstimmung allerdings interessant. Er fing an, Zeit zu schinden und die Abstimmung hinauszuzögern. „Ja, ja“, sagte er dann, „vielleicht gibt es da doch noch ...“ Oft gelang es ihm so, nahezu unbemerkt, dass noch nach anderen Lösungen gesucht wurde, denn er selbst hatte natürlich das größte Ego und die stärkste Persönlichkeit von uns allen und strahlte haushohe Überlegenheit aus. Doch seine Überlegenheit war nicht absolut, auch weil es in der Gruppe immer ein paar Leute gab, die ihn schon seit Jahren kannten, bereits öfter an seinen Übersetzungsseminaren teilgenommen hatten und deshalb wussten, wie man mit ihm umgehen musste. Glauben Sie jetzt aber nicht, dass van het Reve unbedingt seine eigene Übersetzung durchsetzen wollte, keineswegs, er war vollkommen offen für die Funde der anderen Teilnehmer. Doch wenn er sich für eine Lösung entschieden hatte, fand er es ärgerlich, wenn die Mehrheit eine andere bevorzugte.

Es ist bemerkenswert, wie gut die Gruppenübersetzungen noch immer sind. Einige davon wurden veröffentlicht, unter anderem *Het schot* von Puschkin und *De revisor* („Der Revisor“) von Gogol. Auf diese Übersetzungen trifft der Satz zu: „Zwei wissen mehr als einer“ – und zehn wissen wiederum mehr als zwei.

Später ging van het Reve zum Übersetzen von Poesie über. Seiner Meinung nach war dies in der Gruppe einfacher als das Übersetzen von Prosa, da bei einer Gedichtübersetzung die meisten Varianten der Teilnehmer ohnehin im Papierkorb landen, weil das Metrum nicht stimmt oder der Reim nicht gut ist. Dann bleiben nur noch ein paar Varianten übrig, so dass es schneller vorangeht. Bei den Poesieübersetzungen wurde sehr streng an der Form festgehalten. Wenn sich das Original reimte und in vierhebigen Jamben verfasst worden war, musste es in der Übersetzung auch so sein. Dabei stieß van het Reve an die Grenzen des „Übersetzen-was-dort-steht-Prinzips“ – das natürlich eine sehr simple Auffassung des Übersetzungsprozesses ist, nicht nur in der Poesie, sondern auch bei Prosatexten. Van het Reve sah das selbst natürlich auch, aber „for the sake of argument“ fand er es amüsant, auf seinem Standpunkt zu beharren. Und es stimmt wirklich: Da sich vieles oft nicht wörtlich übersetzen lässt, haben einige Übersetzer die Neigung, auch dort, wo sie eigentlich wörtlich übersetzen könnten, nach einer alternativen Lösung zu suchen. Es ist gut gewesen, dass sie einmal jemand darauf hingewiesen hat, so wie es gut war, dass er als

Erster auf die zwei Urängste des Übersetzers aufmerksam gemacht hat: Die Angst vor dem Ungewöhnlichen und die vor dem Gewöhnlichen.

Wer Poesie übersetzt und dabei die Form beibehalten will, muss dasselbe mit völlig anderen Worten sagen – und ab und zu auch etwas völlig anderes sagen. In seinem Vorwort zu *De meisjes van Zanzibar*, dem Sammelband, in dem ein Großteil der von der Übersetzergruppe übertragenen Gedichte erschienen ist, schreibt er dazu: „Multatuli hat als erster auf die Unzuverlässigkeit sich reimender Aussagen hingewiesen. Im Gedicht *De lucht is guur en 't is vier uur* (etwa: ‚Das Wetter ist rau, und es ist vier Uhr‘) ist der Versschreiber durch die *guurheid* (also ‚Rauheit‘) in der ersten Zeile an *uur* (also die ‚volle Stunde‘) gebunden. Viertel vor drei geht nicht. Sieben Uhr geht auch nicht, wegen des Taktes. *Zoele lucht* (also etwa: ‚milde Luft‘) geht ebenfalls nicht, wegen des Reimes. All diese Dinge erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass ein Dichter, der in zwei Zeilen sowohl das Wetter als auch die Zeit zur Sprache bringt, gezwungen wird, bei einem der beiden zu lügen.“

Двадцать первое. Ночь. Понедельник. So beginnt ein titelloser Gedicht von Anna Achmatova. Wörtlich übersetzt: „Der Einundzwanzigste. Nacht. Montag.“ Doch auf „Montag“ lässt es sich im Niederländischen wie im Deutschen schwer reimen. In der Übersetzung wurde daraus dann so etwas wie: „Montagabend. Etwa halb sieben.“ Der „Einundzwanzigste“ wurde fallengelassen und durch „etwa halb sieben“ ersetzt, was im Original dort so nicht steht. „Nacht“ und „Montag“ wurden zu „Montagabend“ und nicht zu „Montagnacht“, wegen des Metrums und weil „etwa halb sieben“ natürlich nicht nachts ist, sondern abends. Und das alles nur, weil „sieben“ so ein ideales Reimwort ist. Übrigens wurde der Tenor des ganzen Gedichtes in der Übersetzung hervorragend wiedergegeben. Kurzum, van het Reve hatte seine Prinzipien, aber er war nicht fanatisch. Stellte sich heraus, dass diese Prinzipien nicht funktionierten, war er stets zu Kompromissen bereit, in dieser Hinsicht war er ein echter Holländer.

Ich möchte diesen Vortrag mit einigen persönlichen Erinnerungen an Karel van het Reve als Doktorvater beschließen. Wie Sie bereits in der Ankündigung lesen konnten, bin ich sein einziger Doktorand gewesen – und das, obwohl er insgesamt fünfundzwanzig Jahre Professor in Leiden war (allerdings war er einige Male Zweitprüfer). Der Grund lag darin, dass er Professor für Literatur war, aber ernste Zweifel an der Literaturwissenschaft seiner Zeit hatte. Regelmäßig traten potentielle Doktoranden an ihn heran, doch jedes Mal meinte er, dass ihre Ideen zu sehr von Lotman, Fokkema, Ibsch oder wie die bekannten

Literaturwissenschaftler jener Tage auch heißen mochten, beeinflusst waren, wodurch er fast automatisch ablehnend auf solche Anfragen reagierte. Außerdem hatte er eine sehr ungewöhnliche Auffassung über seine Aufgaben als Doktorvater. Einen Doktoranden Kapitel um Kapitel zu einem für den Promotionsausschuss akzeptablen Endergebnis zu führen, reizte ihn nicht besonders. Eigentlich wollte er, dass jemand mit einem schönen, fix und fertigen Buch ankam, hinter dem er als Doktorvater stehen konnte. Der Einzige, der das auf diese Weise tat, war ich. Ich saß damals in Utrecht an einer Doktorarbeit über Übersetzungstheorie, merkte jedoch, dass ich langsam eine ebenso große Abneigung gegen übersetzungstheoretische Texte entwickelte wie sie van het Reve gegen die Literaturwissenschaft hegte. Als mich der Verlag *De Arbeiderspers* dann fragte, ob ich nicht ein populärwissenschaftliches Buch über das Übersetzen schreiben könnte, habe ich diese Chance dankbar ergriffen. Ich ließ die Theorien Theorien sein, und fing an, ein vollkommen anderes Buch zu schreiben, das vor allem ein praktisches Ziel verfolgte: Ich wollte eine Übersicht häufig auftretender Probleme geben, mit denen Übersetzer konfrontiert werden, sowie mögliche Lösungen präsentieren – das alles mit Beispielen aus der damaligen Übersetzungspraxis illustriert. Der Verleger fand die Idee ausgezeichnet und schlug als Titel *Vertalen in Nederland*, also „Übersetzen in den Niederlanden“, vor. Das versetzte mir einen ziemlichen Schrecken, denn selbst würde ich nie auf die Idee kommen, ein Buch mit dem Titel *Übersetzen in den Niederlanden* zu kaufen, wengleich ich auch nicht recht erklären kann, warum. Ich bin nicht so gut im Erfinden griffiger Titel, doch dann fiel mir van het Reves Satz aus seinem *Dankeswort zum Nijhoffpreis* ein, und so wurde der Titel geboren. Eigentlich wollte ich ein Fragezeichen oder drei Pünktchen dahinter setzen, denn in meinem Buch geht es natürlich darum, dass ein Übersetzer nur selten das übersetzen kann, was dort steht. Das fand der Verleger jedoch keine gute Idee, denn Titel sollten niemals ein Fragezeichen oder Pünktchen enthalten, das sei viel zu subtil. Und so wurde es *Vertalen wat er staat*. Mehr nicht.

Als das Buch so gut wie fertig war, sah ich mich nach einem wohlwollenden, aber kritischen Mitleser um. Ich geriet an Jozien van het Reve, Karels Tochter, die ich seit meiner Schulzeit kannte und die zu dieser Zeit viel Redaktionsarbeit machte. Sie hatte zufällig gerade nichts zu tun und wollte sich mein Buch gern einmal ansehen. Ein paar Wochen später rief sie an und sagte: „Ich habe das Manuskript ein bisschen redigiert, aber auch etwas getan, von dem ich nicht weiß, ob du es gut findest: Ich habe es meinen Vater lesen lassen, und der glaubt, dass du damit auch gut promovieren könntest.“

Und so ist es gekommen. Van het Reve fand, dass eine Doktorarbeit durchaus auch ein Buch für ein breiteres Publikum sein könne. Ich habe mit ihm vereinbart, dass ich eine etwas ausführlichere Fassung für die Dissertation mache, mit sehr viel mehr Fußnoten und einem Kapitel über ein paar russische Übersetzungstheoretiker, auf die ich mich gestützt hatte – also doch noch etwas echte Theorie, denn so gehört es sich für eine Doktorarbeit, selbst wenn der Doktorvater Karel van het Reve heißt. Er fand das alles prima. Es war das, was man heute eine „Win-win-Situation“ nennt: Van het Reve brauchte nicht als landesweit einziger Professor ohne Doktorand ins Grab zu steigen, und ich bekam den heißbegehrten Dokortitel.

Karel van het Reve war ein kritischer Leser und brachte an meinem Manuskript noch eine ganze Menge Verbesserungen an, doch sehr schwer hat er es mir nicht gemacht – sonst hätte er sich natürlich auch nie dazu bereit erklärt, mein Doktorvater zu werden. Er war schon emeritiert, und das nutzte er dankbar als Entschuldigung, all die praktischen Probleme, die mit einer Promotion verbunden sind, auf seinen Doktoranden abzuwälzen. „Ich bin schon seit drei Jahren in Rente“, schrieb er mir, „und habe keinen Kontakt mehr mit dem wirklichen Leben.“ Was also bedeutete, dass ich alles selbst regeln musste.

So bin ich einer der wenigen Doktoranden, die sich ihre eigene Promotionskommission zusammenstellen mussten. Damals habe ich ihn hin und wieder verflucht, doch letztendlich ist alles gut gegangen, und ich bin dank Karel van het Reve und seiner Tochter Jozien mit einem Buch promoviert, das eigentlich gar nicht als Dissertation gedacht war.

Übersetzung: Bettina Anhuth und Kerstin Kamp

Ileen Montijn

Reve

Er war mit uns auf der Hochzeitsreise. Ich glaube nicht, dass es ihm bewusst war: Wir wollten segeln, und das gemeinsame Segeln mit seinem Sohn war nun einmal das, was Karel van het Reve am allerliebsten tat. Als davon die Rede war und es sich zeigte, dass er ebenfalls Zeit und Lust hatte, war es für beide Männer ausgemachte Sache, dass er auch dieses Mal mitkommen würde. Meine Anwesenheit stellte dabei kein Hindernis dar, ebenso wenig wie die Tatsache, dass David und ich zufälligerweise tags zuvor geheiratet hatten. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir zu dritt auch nur ein Wort daran verschwendet hätten, wohl aber habe ich irgendwann meinem frischgebackenen Gatten zugeraunt, dass es schon etwas komisch sei, um nach der Eheschließung mit seinem Schwiegervater auf Reisen zu gehen. Doch schon das bloße Aussprechen dieses Gedankens erzeugte ein Gefühl bei mir, das ich unzählige Male im Umgang mit Reve gehabt habe: das Gefühl, lachhaft konventionell zu sein.

Im Übrigen war es eine nette Tour. Wir segelten Richtung Seeland, und ich sehe uns noch mit der *Marius*, der kleinen Polyesterjacht der Reves, im Nieuwe Haven im alten Zentrum von Dordrecht liegen. Wir übernachteten dort immer und wiesen uns dann (ganz überflüssigerweise) gegenseitig auf das Geburtshaus der Schriftstellerin Ton Naeffs hin – die Literatur war immer in der Nähe.

Fröhlich schnitt Reve mit den halsbrecherischen Törns auf, die er und David unternommen hatten, damals, bevor die Deltawerke die seeländischen Gewässer definitiv gezähmt hatten. Das war noch mit ihrem vorigen Boot gewesen, dem *Marodeur*, das so klein war, dass man kaum zu zweit darauf schlafen konnte. Der Schiffer eines vorbeifahrenden Frachters auf der Noord, einem rege befahrenen Fluss durch ein Industriegebiet, hatte ihnen einmal bei schlechtem Wetter aus seiner Steuerkabine demonstrativ einen Vogel gezeigt: Verrückt seien sie.

Das Gefühl, selbst zu konventionell zu sein, hat mich nie ganz verlassen im Umgang mit Reve – Reve, so hieß er in der Familie. Zwanzig Jahre lang bin ich ihm gegenüber dadurch ein klein wenig verlegen geblieben – und das, obwohl er der Letzte war, der jemanden auf seine Unzulänglichkeiten hinwies. Er ist – wie es übrigens viele bei der Trauerfeier in Erinnerung gerufen haben – der sanftmütigste Mensch auf Erden gewesen.

Aber er war auch der einfachste Mann auf der Welt, und zwar in dem Sinne, dass er aus einem Stück war – ohne geheime Absichten, ohne Argwohn, ohne eine Spur von Boshaftigkeit. Gepaart mit seiner scharfen Intelligenz hatte dies etwas Ehrfurchtgebietendes, so fand ich. Erst nach seinem Tode ist mir richtig klar geworden, dass dazu auch die Tatsache beitrug, dass ihm jedes Talent für höfliche Plauderei fehlte. Wenn er nichts zu sagen hatte, schwieg er. Ich wollte, ich hätte eher eingesehen, dass nichts Schlimmes daran ist, dann einfach selbst draufloszuplaudern.

Ein Talent, dessen seine Kritiker sich meiner Meinung nach nicht genügend im Klaren sind, war seine künstlerische Feinfühligkeit. Für jemanden, der tagtäglich in den falschen Pullovern und Schuhen durch die Welt ging, war sein Geschmack in Sachen Kunst und Musik erstaunlich. Er konnte einen davon überzeugen, dass Schubert den „Erlkönig“ vielleicht besser nicht hätte vertonen sollen. Die *Rosencranz-Sonaten über die 15 Mysierien aus dem Marienleben* von Heinrich Ignaz Franz von Biber, die er liebte und „treuherzig“ nannte, erinnerten ihn, wie er sagte, an das Gemäuer neben dem Rathaus von Siena, oder an gute Prosa. Einmal hat er nebenher, für ein Preisausschreiben in der Zeitung, eine hübsche metrische Übersetzung des Liebesgedichts „Villanelle rythmique“ von Théophile Gautier gemacht. Ich glaube, dass ich vergessen habe, ihm zu sagen, wie gekonnt ich das fand. Oder war ich zu verlegen gewesen?

Trotz unserer völlig unterschiedlichen biographischen Hintergründe hatten Reve und ich doch gemein, dass wir in unserer Jugend reichlich mit deutscher Kultur versorgt worden waren. Sein Wissen hatte dabei mehr Substanz. In seiner Schulzeit, zwischen den Weltkriegen, war Deutsch eine wichtige europäische Kultursprache. In seinem kommunistischen Elternhaus waren oft Genossen aus Deutschland zu Gast. Seine erste Bekanntschaft mit den russischen Schriftstellern, mit denen er sich später als Slawist befasst hat, fand auf Deutsch statt, das heißt über deutsche Übersetzungen dieser Schriftsteller. Wenn Reve ein zweites Vaterland gehabt hätte – na ja, dann wäre es wohl Russland gewesen. Aber auch Deutschland, das Deutschland Heines, Tucholskys, Thomas Manns, lag ihm lebenslang am Herzen. Tatsächlich hatten er und seine Frau Jozien in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens ein „geheimes Landgut“, wie man in der Familie sagte (in Wirklichkeit ein unscheinbares Ferienhaus), in der Nähe von Uelsen kurz hinter der deutschen Grenze.

Er las oft Schopenhauer, liebte Shakespeare, war auch den Kreuzworträtseln aus der *New York Times* verfallen; jahrelang war er hauptsächlich deswegen auf die *International Herald Tribune* abonniert.

Für die Suche nach der Quelle eines Zitats war man bei ihm stets an der richtigen Adresse.

Für mich war er aber auch ein dankbares Publikum für die albernen Witze aus meiner Schulzeit in Hamburg, die ich aus meinem Gedächtnis hervorkramte, um ihn zum Lachen zu bringen. „Ja, ja, sprach der alte Oberförster ...“ sagte ich dann, und zusammen ergänzten wir den Spruch. Und bei Tisch: „Es sprach der Scheich zum Emir: Erst zahl'n wir und dann geh'n wir ...“ Beim Segeln sang ich für ihn: „Wir lagen vor Madagaskar und hatten die Pest an Bord ...“ Jedes Mal wenn die Rede darauf kam, dass ich zu Beginn meiner Studienzeit eine Radikale gewesen war und sogar „Schulungen“ im Marxismus-Leninismus mit organisiert hatte, war er freundlich amüsiert. Aber meine Schallplatte mit „Liedern der Arbeiterklasse“, gesungen von Ernst Busch, die ich ihm auslieh, bekam ich recht bald zurück. Das war ihm doch etwas zu hart. Er bevorzugte die Version der Lieder, wie sie in seinem Kopf klangen, als Erinnerung an seine rote Jugendzeit.

Gedichte von Heinrich Heine zitierten wir beide gern. Einer der wenigen Momente, in dem ich ihn tief gerührt erlebt habe, war, als in einem Tischgespräch wieder einmal jemand Heines „Belsazar“ zitierte (*Die Mitternacht zog näher schon ...*). Keiner von uns beiden kannte die Ballade ganz auswendig. Diesmal beließ ich es nicht dabei, sondern ging zum Bücherregal und las es vor. Unmittelbar nach den Schlussversen (*Belsazar ward aber in selbiger Nacht / Von seinen Knechten umgebracht*) hörte ich neben mir etwas, das wie ein kurzes Schluchzen klang. Als ich Reve ansah, war es schon wieder vorbei, doch das Geräusch werde ich nie vergessen.

Übersetzung: Gerd Busse



Karel van het Reve mit Sohn David und Enkelsohn Jonathan, 1988.

Foto: Gerard in 't Veld

Ein Aristokrat in unscheinbarer Gestalt Interview mit Ileen Montijn

Karel van het Reve war ein scharfsinniger Beobachter mit einer ungeheuer spitzen Feder, der kein Blatt vor den Mund nahm und sich zeitweilig heftige Polemiken mit seinen Widersachern lieferte. Aber er war auch ein sehr humorvoller Mensch, der den verutzten Besucher gern mit einem „Hallo, Genosse!“ begrüßte oder Briefe mit „Genoeg geluld“ – Genug des Geschwafels – beendete. Wie war Karel van het Reve im persönlichen Umgang? Litt er darunter, wenn er wegen seines losen Mundwerks von seinen Gegnern angefeindet wurde? Warum hat er so gut wie niemals über sein Privatleben geschrieben, und wie kam es zum Bruch mit seinem Bruder Gerard? Diese und weitere Fragen diskutierte Gerd Busse mit Ileen Montijn, der Schwiegertochter des berühmten Autors. Ihr Mann David van het Reve, Karels Sohn, saß im Publikum und wurde während des Gesprächs immer wieder zu Rate gezogen.

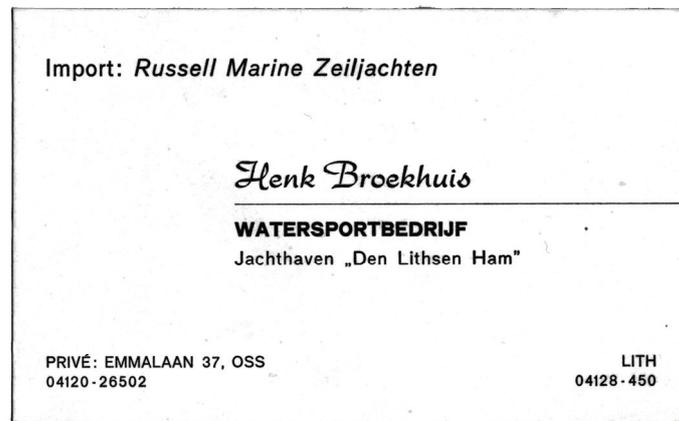
Ileen, Du hast mit Karel gesegelt, sogar auf deiner Hochzeitsreise. Wie war das: Ließ er dort auch, wie bei seinen Übersetzungsseminaren, darüber abstimmen, welchen Kurs man einschlug, oder hat er, als Kapitän, bestimmt, wo es lang ging?

Gern hat er gesagt: „Er is maar één grote mast aan boord“, was so viel bedeutet wie: Der Schiffer hat die absolute Verantwortung dafür, was auf dem Schiff passiert. Aber so, wie er als Schriftsteller ein *agony writer* war, so war er auf dem Boot ein *agony skipper*. Er hat einmal geschrieben, dass er sich von dem Moment an, an dem er ablegte, auch schon Sorgen darüber machte, wie er im Hafen festmachen wird, ja, ob er den Hafen überhaupt erreichen wird und was unterwegs alles passieren kann. Er war nicht so ein Segler, der sich zurücklehnt und die Sache auf sich zukommen lässt – nein, nein: Er hat die ganze Zeit über sehr aufgepasst.

Was ist eigentlich aus diesem berühmten Boot, der „Marius“, geworden?

Die ist später, als Teil des Nachlasses, versteigert worden. Die „Marius“ war übrigens auch für Karels berühmtes Pseudonym verantwortlich. Aber David, das weißt Du, glaube ich, besser.

(David van het Reve: Ja, auf dem Schiff war eine Plakette angebracht, die den Namen des Importeurs trug, von dem er es gekauft hatte, ein gewisser Henk Broekhuis.)



Du hast schon das Stichwort gegeben: Dein Schwiegervater hat einmal gesagt, dass er ein agony writer sei, also jemand, der um jeden Satz ringen muss. War für dich etwas von seinem „Kampf gegen die Worte“ zu spüren?

Es war eigentlich für niemanden in der Familie zu spüren. Wir merkten es nur daran, dass er dann in seinem Arbeitszimmer „eisbärte“, wie wir auf Niederländisch sagen – aber hier sagt man, glaube ich, „auf und ab gehen“, oder? Er sprach wohl mal mit Jozien, seiner Frau, darüber, aber nein: Wir haben davon nichts gemerkt. Das Schreiben hat er ganz allein gemacht, dafür brauchte er seine Familie nicht.

Wie hat er seine Texte geschrieben? Brauchte er ein spezielles Setting – z.B. einen bestimmten Füller oder eine bestimmte Schreibmaschine, einen aufgeräumten Schreibtisch oder gerade einen, auf dem sich die Papiere türmten – oder konnte er überall und mit allem, was irgendwie Farbe aufs Papier brachte, schreiben?

Ich glaube, es gab viele Schriftsteller seiner Generation, die angefangen haben, ihre Texte in Schulhefte zu schreiben. Bei ihm waren es jedenfalls immer Schulhefte, in die er geschrieben hat. Das hat er abgetippt, darin hat er dann weiter herumgekritzelt und korrigiert, und schließlich ist das Ganze auf der Schreibmaschine – zum Schluss hatte er eine IBM-Maschine – ins Reine getippt worden. Als es ihm dann zu schwer wurde, mit dem Füllfederhalter zu schreiben, hat er sich dem Computer zugewandt. Ja, und im Übrigen: Er war keine *clean desk*

person, wie man im Amerikanischen sagt, das heißt, sein Schreibtisch sah nicht gerade ordentlich aus.

(DvhR: Er hatte eine Schreibunterlage, die war immer frei. Drumherum herrschte das reinste Chaos, aber dieses kleine Rechteck musste frei sein. Den Raum brauchte er zum Schreiben.)

Anders als viele andere Kolumnisten – wie etwa Frits Abrahams – hat Karel kaum einmal über sein Familienleben geschrieben. Taugte für ihn die Familie nicht als Thema für seine Glossen?

Die Kolumne ist bei uns in den Niederlanden erst in den Tagen Karels sehr beliebt geworden. Die Niederlande wurden in dieser Zeit ein ausgesprochenes Kolumnenland. Und ich glaube, dass im Laufe der Zeit immer mehr Kolumnisten dieses Thema, das Privatleben, aufgegriffen haben. Am Anfang waren das nicht so viele *stukjesschrijvers*, die über private Dinge schrieben. Simon Carmiggelt hat es bis zu einem gewissen Grad getan, Renate Rubinstein hat es ebenfalls getan. Aber in dieser Hinsicht war Karel traditionell. Er hat über das geschrieben, was ihn interessierte und von dem er hoffte, dass es den Leser auch interessieren würde. Und einfach aus einer rein traditionellen Diskretion heraus hat er nicht zu diesem Thema gegriffen und sein Privatleben öffentlich gemacht.

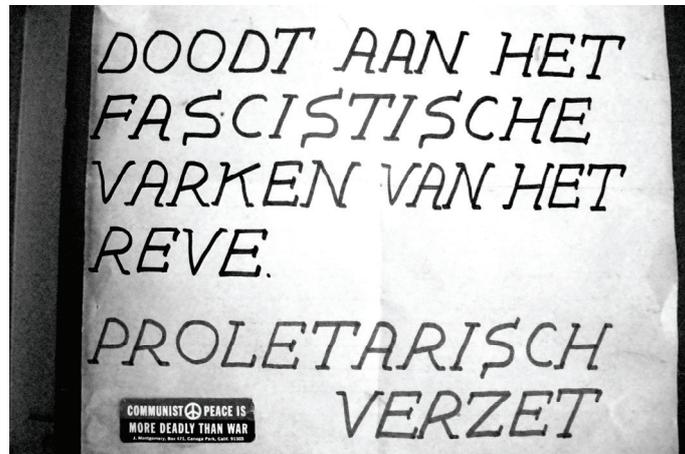
Karel van het Reve hat als Polemiker nie mit seiner Meinung hinter den Berg gehalten und sich dadurch so manchen zum Feind gemacht. Hat es ihn belastet, wenn seine Gegner ihn ihrerseits anfeindeten oder ihm vielleicht sogar drohten? Wie war die Stimmung im Hause van het Reve, wenn er wieder einmal etwas Provokantes gesagt oder geschrieben hatte und sich die Medien tage- und wochenlang mit deinem Schwiegervater beschäftigten?

Da haben wir uns eigentlich immer gefreut. (*Lacht*) Ja. David, was stand auch gleich auf dem Stück Papier im Ferienhaus von Karel und Jozien in Groet?

(DvhR: Dood aan het fascistische varken Van het Reve!)

Ja, „Tod dem Faschistenschwein van het Reve!“

(DvhR: Das war ein anonymes Brief, der stolz bei uns an der Innenseite der Speisekammertür hing. Aber der Verfasser hat seine Drohung nie in die Tat umgesetzt. Es ist nie etwas passiert.)



Mit Dank an Jozien Driessen van het Reve

Es ist bekannt, dass das Verhältnis zu seinem Bruder Gerard Reve sehr schwierig war – Gerard hatte Anfang der achtziger Jahre mit Karel gebrochen. Was war der Grund für diesen Bruch, und ist es in späteren Jahren zur Versöhnung gekommen?

Die letzte Frage ist einfach zu beantworten: nein. Aber es ist eine sehr komplizierte Sache, über die viel gesagt und geschrieben worden ist, und ich möchte darüber eigentlich nicht sprechen. Du, David?

(DvhR: Nein, es gab keinen Streit. Gerard hatte Streit, nicht Karel, aber Gerard hatte ständig Streit, und zwar mit allem und jedem. Karel sprach dagegen immer sehr anständig über Gerard.)

Karel war überhaupt immer sehr milde seinen Gegnern gegenüber. Das hat mich manchmal unheimlich geärgert. Über den Altstalinisten Theun de Vries zum Beispiel und die anderen alten Kommunisten, die ihn und auch schon seinen Vater zum Teil sehr schlecht behandelt und verraten haben. Es hat mich erstaunt, und es hat mich manchmal geärgert, dass er so mild war.

Es wird immer wieder betont, dass Karel van het Reve so viel Kluges gesagt und geschrieben habe. Gibt es auch etwas, von dem du sagen würdest, dass es blanker Unsinn war?

Nein. Ich war mit ihm oft nicht einer Meinung. Zum Beispiel über Musik. Er war ein sehr empfindsamer und begabter Hörer, aber er

hasste Musik nach, sagen wir mal, 1830. Nach Schubert taugte für ihn eigentlich nichts mehr so richtig. Er mochte keine programmatische Musik, und atonale Musik schon mal gar nicht. Und ich glaube, er hat sich auch nicht überzeugen lassen wollen. Das bedauere ich. Ich finde es schade, wenn man manche Dinge nicht genießt, die auch genossen werden können. Aber blanker Unsinn? Nein. *(Zum Interviewer:)* Weißt du denn etwas?

Na ja, wenn du mich so direkt fragst: Ja, ich erinnere mich an eine Kolumne von ihm, in dem er sich als Sympathisant von Franz Josef Strauß outet. Das hat mich damals doch sehr enttäuscht.

Ja, das kann ich mir vorstellen, dass dir das nicht gefallen hat. Ich glaube, das fällt unter diesen irritierenden Sanftmut Idioten gegenüber, so wie bei Theun de Vries.

(DvhR: Aber Strauß war doch kein Idiot? Er war ein leicht konservativer Politiker, der intelligent war, Latein konnte und mehrere Fremdsprachen beherrschte. Das sieht man nicht so oft bei Politikern, und das fand Karel interessant. Es war immer eine nette Abwechslung, wenn Strauß auf dem Bildschirm erschien. Wir Niederländer konnten es genießen und darüber lachen – wir hatten ja auch weiter nichts mit dem Mann zu schaffen.)

Das ist interessant. Es schließt an an etwas, was der Slawist Alfred Sproede einmal sagte, über eine Haltung bei Karel, die losgelöst sei von politischen Erwägungen. Bei Strauß war es also eine Art ästhetische Haltung einem Politiker gegenüber, die nichts mit Politik zu tun hat.

Wenn Du Deinen Schwiegervater in einem Satz skizzieren müsstest, wie würdest du ihn dann beschreiben?

Sproede hat einmal von einem „literarischen Aristokratentum“ bei Karel gesprochen. Darin erkenne ich etwas, das ich ihm gegenüber immer vage empfunden habe und das ich mit „ein Aristokrat in unscheinbarer Gestalt“ umschreiben möchte.

Liebe Ileen, lieber David: Vielen Dank für das Gespräch!



Karel van het Reve an einem sonnigen Tag im September 1987.
Foto: Michiel Roest

Kurzbiographien der Mitwirkenden

Bettina Anhuth (geb. 1987), Bachelor in Germanistik und Niederlandistik, studiert den Master of Arts „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ (Münster/Nimwegen) und arbeitet zurzeit in einem Übersetzerbüro in Enschede.

Kontakt: Bettina.Anhuth@t-online.de

Katharina Braß (geb. 1985), Bachelorstudium „Niederländische Sprache und Kultur“ und „Spanische Sprache und Kultur“ an der Universität Duisburg-Essen, seit 2010 Master of Arts „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ (Münster/Nimwegen)

Kontakt: katharina.brass@gmx.de

Christina Bremges (geb. 1986), B.E., studierte Lehramt „Deutsch als Fremdsprache“ und „Kultur & Literatur“ an der Hogeschool van Arnhem en Nijmegen. Während des Studiums als Deutschlehrerin am Kandinsky College in Nimwegen tätig, seit Oktober 2010 Master of Arts „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ (Münster/Nimwegen)

Kontakt: Christina_Bremges@web.de

Gerd Busse (geb. 1959), Dr. phil., studierte in Göttingen, Amsterdam und Berlin Erziehungswissenschaften, Politik und Niederlandistik und ist, neben seinem Hauptberuf als Projektentwickler und -koordinator in deutsch-niederländischen Bildungsprojekten, seit vielen Jahren als Publizist und Übersetzer aus dem Niederländischen tätig.

Kontakt: gerd.busse@het-bureau.eu

Han Israëls (geb. 1951), Dr., studierte Soziologie in Amsterdam und war mehrere Jahre Assistent von Norbert Elias. Er promovierte über einen berühmten Fall aus der Geschichte der Psychoanalyse (den Fall Schreber). Derzeit lehrt er als Dozent im Bereich Rechtspsychologie der Universität Maastricht.

Kontakt: Han.Israels@metajur.unimaas.nl

Kerstin Kamp (geb. 1982), gelernte Erzieherin, arbeitet seit 2002 in der Jugendhilfe, Abitur auf dem zweiten Bildungsweg, danach Ba-

chelorstudium Germanistik und Niederlandistik in Münster, seit 2009 Master of Arts „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ (Münster/Nimwegen).

Kontakt: kerstinkamp@gmx.de

Arthur Langeveld (geb. 1947), Dr., studierte Slawistik an der Universität van Amsterdam und lehrt seit 1976 Russische Geschichte, Sprache und Literatur an der Universität Utrecht. Er übersetzte u.a. Klassiker von Gontscharow, Gogol und Dostojewski, aber auch moderne russische Autoren wie Wladimir Makanin ins Niederländische und rezensiert regelmäßig russische Literatur für *De Groene Amsterdammer* und *NRC Handelsblad*. 2006 wurde ihm für sein übersetzerisches Gesamtwerk der renommierte Nijhoff-Preis verliehen.

Kontakt: a.langeveld@chello.nl

Tabea Michel (geb. 1984), B.A., studierte Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft sowie Niederländische Philologie an der Freien Universität Berlin und war zwei Jahre als Übersetzerin für ein niederländisches Unternehmen tätig. Seit Oktober 2010 studiert sie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ (Münster/Nimwegen)

Kontakt: tamic@zedat.fu-berlin.de

Lut Missinne (geb. 1960), Dr. phil., studierte Niederlandistik, Anglistik, Germanistik und Allgemeine Literaturwissenschaft in Leuven und Utrecht. Professorin für moderne niederländische Literatur am Institut für Niederländische Philologie der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Forschungsschwerpunkte: Autobiographie/Autofiktion; Übersetzungswissenschaft; Kulturkontakte zwischen Deutschland, den Niederlanden und Flandern; Literatur der Zwischenkriegszeit.

Kontakt: lut.missinne@uni-muenster.de

Ileen Montijn (geb. 1952), geboren in Den Haag, verbrachte einen Großteil ihrer Jugend in Hamburg und Wien. Sie studierte Geschichte in Leiden, war bis 2004 Mitarbeiterin der Tageszeitung *NRC Handelsblad* und veröffentlichte verschiedene Bücher, z.B. *Leven op stand 1890–1940*, über das häusliche Leben der niederländischen Oberschicht. Sie ist seit 1980 mit David van het Reve verheiratet.

Persönliche Website: www.ileenmontijn.nl

Maria Müller (geb. 1988), B.A., Bachelorstudium „Niederländische Sprache und Kultur“ und „Spanische Sprache und Kultur“ an der Universität Duisburg-Essen, seit 2010 Master of Arts „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ (Münster/Nimwegen)

Kontakt: mueller_marial@gmx.net

Marie-Christine Raddatz (geb. 1987), B.A., Bachelorstudium Geschichte und Niederlandistik an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Seit Oktober 2010 studiert sie den Master of Arts „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ (Münster/Nimwegen)

Kontakt: raddatz.mc@web.de

Simone Schmid (geb. 1984), B.A., studierte Germanistik und Sozialwissenschaften an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg und war nach ihrem Abschluss als Sprachassistentin in Haarlem tätig. Seit Oktober 2009 studiert sie den Master of Arts „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ (Münster/Nimwegen)

Kontakt: simoneschmid@yahoo.de

Frederike Vollmer (geb. 1987), B.A., Bachelorstudium der Niederlandistik und Romanischen Philologie: Französisch, studiert zurzeit den Master of Arts „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ (Münster/Nimwegen) und arbeitete nebenher in Übersetzerbüros in Enschede und Heino.

Kontakt: frederikevollmer@yahoo.com

Anne Wolters (geb. 1986), studiert an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster die Masterstudiengänge „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ (Münster/Nimwegen) sowie „Lehramt für Gymnasien und Gesamtschulen: Englisch, Französisch, Niederländisch“.

Kontakt: anne.wolters@gmx.net

Dank

Die Herausgeber danken den Erben Karel van het Reve, insbesondere seinem Sohn David van het Reve, für die Überlassung der Abdruckrechte. Dank schulden wir ebenfalls der Europäischen Verlagsanstalt (EVA) in Hamburg für die Erlaubnis, zwei Texte aus den *Uren met Henk Broekhuis*, die 1998 in deutscher Übersetzung unter dem Titel *39 Zumutungen. Wider die Denkfaulheit* bei EVA erschienen sind, in einer Neuübersetzung zu veröffentlichen. Unser Dank gilt auch dem Verlag G.A. van Oorschot in Amsterdam, Ileen Montijn und David van het Reve sowie Jozien Driessen van het Reve für die Unterstützung bei der Beschaffung von Bildmaterial. Die Herausgeber haben sich bemüht, die Rechteinhaber der im Buch veröffentlichten Abbildungen ausfindig zu machen. Dies ist nicht in allen Fällen gelungen. Sollte deshalb jemand der Ansicht sein, Rechte auf eine der Abbildungen zu besitzen, möge er sich mit dem Verlag in Verbindung setzen.